Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 6. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. März 1896. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Invasion.

Novelle von Goswina von Berlepsch in Wien.

Das Kurhaus Wonnenstein ist eines jener schweizerischen, — die verehrte Leserin gestatte, daß ich es beim helvetisch-volksthümlichen Namen nenne, — „Frauen- und Freßbädli", deren es in jedem Canton giebt. Besonders ist eines der Ostschweiz von hervorragender Berühmtheit, — berühmt natürlich in den engeren Grenzen des Vaterlandes. Man lebt allda ganz paradiesisch, was leibliche Genüsse angeht, und auch des übrigen in sonnigster Zufriedenheit; obgleich, wie obige Bezeichnung andeutet, fast ganz ausschließlich Frauen, und von diesen ein Theil Leber-, Gallen-, Bleich- und anders Süchtige verschiedensten Alters es sind, die hier im Sommer ein paar Wochen Erholung und auch ein wenig Lustbarkeit suchen.

Viermal im Tage wird mit einmüthigem Appetit zu Tische gegangen. Das Essen ist hier Kur- und Lebenszweck, also schließt sich niemand von einer der Mahlzeiten aus, es sei denn ein Neuling, der seiner Aufgabe noch mit unangemessenen Kräften gegenüber steht, oder bereits, im guten Willen, es den anderen gleich zu thun, sich eine kleine Indigestion zugezogen hat, die sofort allseitig Theilnahme erweckt, und wofür der Trost gegeben wird, daß Luft und Wasser von Wonnenstein dieses erfahrungsgemäß bald kuriren werden.

Wer hier die Mittagstafel mit ihren bieder gehäuften Schüsseln sieht und dazu die munteren, roth und röthlich angehauchten Gesichter ringsumher, der hält die Klage über theure Zeiten und mißvergnügte Fin de siècle-Menschen für ein Märchen, oder er glaubt, umgekehrt, hier in einem Märchenlande zu sein.

Nachmittags, wenige Stunden nach der Hauptmahlzeit, klappern an den langen Tischreihen schon wieder lustig die Kaffeetassen, ordentliche, große, in denen etwas Platz hat. Zweimal wird eingeschenkt und dazu in entsprechendem Maße Weißbrod mit Butter und Honig verzehrt, um für die nächsten drei Stunden bis zum Abendbrod ausgiebig vorzusorgen.

Daß bei solcher Atzung der Mensch und sein Humor gedeihen, kann man sich denken. Diese Weiblein sind denn auch so vergnügt, wie es ihre respectiven „Leiden" (meist sehr gelinder Art) nur irgend zulassen, nämlich so, als ob ihnen auf der Welt gar nichts zu wünschen übrig bliebe, am wenigsten die sonst so begehrte Gesellschaft des stärkeren Geschlechtes. Kommt dann und wann einmal ein zärtlicher Gatte oder gar ein hoffnungsreicher Bräutigam, um nach dem Befinden der Herzliebsten zu sehen, so muß er zu seiner Bestürzung wahrnehmen, daß hier das „Ewig-Männliche" durchaus nicht als jenes Salz des Lebens gilt, ohne das kein rechtes Glück zu denken ist. Ganz verschüchtert trabt er an der Seite der Seinigen, — sie erscheint hier als die Beschützerin, — in den Speisesaal und ist froh, wenn er nur geduldet wird. Also rein die verkehrte Welt!

So schlimm, wie der erste Eindruck vermuthen läßt, ist die Sache indessen nicht. Hat der Betreffende ein bißchen Muth und Witz, so kann er seine Lage ganz erträglich gestalten. Er muß es nur anzufangen wissen, mit ein paar frischen, kecken Worten, z. B., daß die Tischnachbarinnen lachen; dann hat er schon halb gewonnen. Die Antwort erfolgt in der gleichen Tonart, denn daran fehlt es der Schweizerin unter ihresgleichen selten, und siehe, in kurzer Zeit kann das schönste Kreuzfeuer eröffnet sein, bei dem der eine gegen eine ganze Schar Amazonen sich vertheidigen muß, — doch nur scheinbar. Er hat sein Terrain erobert, er ist aufgenommen und befindet sich gar nicht übel dabei. Er darf sogar rauchen, wenn ihm die Luft ankommt!

Die Gesetze der Natur triumphiren also doch. Sie sind nur ein wenig zurechtgerückt. Es ist eine sozusagen rothbackige Art, in der hier das eine Geschlecht sich zum anderen stellt. Das „unterdrückte" kommt hier zu seinem Recht, das „übermüthige" wird in dem einen

Großherzogin Elisabeth von Oldenburg †.
Nach einer Photographie von F. Bolte, Großherzogl. Hof-Photograph, Oldenburg.

Siehe Seite 48.

Exemplar gleichsam symbolisch auf den ihm gebührenden Standpunkt verwiesen, nämlich auf den: „Ihr habt zu werben, — wir haben zu gewähren!" Und dieses, notabene, ohne den schnöden Unterschied von schön oder häßlich, jung oder alt!

Ist es nicht eine wahre Insel der Seligen, dieses Wonnenstein?

Dem allda gelandeten oder gestrandeten Manne mögen freilich mancherlei Gedanken kommen über das Weib in der Freiheit. Das spendet da seine Gnaden ja förmlich souverän, durchaus nicht, als ob es jenseits dieser Gestade das demüthige, halb sich fühlende, ergänzungssehnsüchtige Wesen wäre, als das es nun einmal naturgeschichtlich beglaubigt bekannt ist. Macht das hier das Bewußtsein der Menge? Oder die Befreiung aus alltäglichem Joch? Der gesegnete Appetit? Oder bewirken es sonst aufspringende Quellchen des Selbstbewußtseins, der Lebenslust?

Soll das am Ende gar ein Bild der Zukunft sein? Herrliche Aussichten!

Gemach, duldender Odysseus! Es rückt Entsatz und damit Antwort auf Deine Frage an das Schicksal ein!

* * *

Im Wonnensteiner Speisesaal wurden einmal wieder die Tische abgeräumt.

Es war Mittag vorüber und erheblich warm, ein schöner, wolkenloser Augusttag, ideales Heuwetter. Rings auf den Bergwiesen lag das Grummet, das die ganze Luft mit seinen Wohlgerüchen erfüllte.

Im Hause war jetzt die stillste Stunde. Die meisten Kurgäste befanden sich hinter fest geschlossenen Jalousien in ihren Zimmern, süß schlummernd. Da lag nun so ein recht gesättigter Verdauungsfrieden über der ganzen Ansiedlung. Im Speisesaal summten die Fliegen; es roch noch nach Braten und allerlei guten Dingen, von denen jene, obwohl nichts mehr vorhanden, noch zu schwelgen schienen. Ein warmes Lüftchen blähte die weißen Vorhänge an den Fenstern auf und ließ sie sachte wieder sinken. Zwischen den Laden blinzelte die Sonne herein, da und dort ein blendender Streif, ein Flecken, der auf den Dielen, auf einem Strauß Alpenrosen lag, daß sie rubinroth in der schattigen Umgebung aufglühten.

Und draußen die Landschaft in sonnenflimmeriger Mittagsruhe; das Gebirge von Lichtduft umschleiert, mit seinen zackigen Contouren wie ehern in die Himmelsbläue ragend. Das Dorf unten wie im Schlaf; kein Hund bellt, kein Hahn kräht, der Schlag der Thurmuhr sogar klanglos, — alles in brütendem Sonnenschein.

Unter den Bäumen um das Kurhaus sah man wenige vereinzelte Gestalten sitzen, seitab ein junges Mädchen mit einem Buch, das es heimlich verschlang; dann auf einer Bank am Hause ein hageres Fräulein, ganz vertieft in das Problem einer Handarbeit, und weiter draußen im Schatten der Allee eine einsame Kranke, die auf Kosten guter Menschen die Wohlthat des hiesigen Aufenthaltes genießen darf und deshalb jede Stunde desselben ausnützen will.

Keine von ihnen merkte, wie in dieser Stille die Zeit verging, bis von den Schläferinnen, schön gemach, eine nach der anderen wieder zum Vorschein kam, wohl ausgeruht, mit hellen Augen, zu neuen Thaten bereit. Im Saale klapperten denn auch schon verheißungsvoll die Kaffeetassen. Es war jedoch noch eine Weile Zeit, bis das liebe Glöcklein wieder rief.

Jede der Damen hatte eine kleine Arbeit mit; natürlich, denn das gehörte sich einmal, wenn auch bloß pro forma. Große und kleine Gruppen bildeten sich, wo unverweilt ein munteres Plaudern, Sticken, Häkeln und Hecheln begann, alles mit gegenseitigem Wohlwollen und in schönster Harmonie. Der schattige Wiesenplatz mit den vielen Frauengestalten sah jetzt wie ein Blumengarten aus, in dem die verschiedensten Blüthen und Pflanzen, als streiche ein frischer Ostwind darüber, sich hurtig regten. Besonders dort drüben, ein wenig abseits, wo eine Anzahl junger Frauen und Mädchen einfach auf dem Erdboden im Heu campirte, ging es lebhaft zu. Sie warteten, wie regelmäßig um diese Zeit, auf den hinkenden Land-Briefträger, der hier oft während einer Reihe von Tagen die einzige männliche Erscheinung und ein sehr umworbener Held ist. Kommt er die Straße vom Dorf herauf, dann fliegt ihm die Jugend, für die der Postbote einen besonderen Reiz hat, stürmisch entgegen, und der Mann mit seinem braunen Ledergesicht verschwindet für einige Augenblicke förmlich zwischen einem Gehege von hübschen, lachenden Geschöpfen.

Es dauerte nicht lange, so kam richtig etwas des Weges, diesmal jedoch nicht vom Dorf her und nicht der Briefträger, sondern von entgegengesetzter Richtung, direct über den steilen grünen Abhang des Berges herunter.

„Ah voici, l'hôtel!" rief es frohlockend.

Sämmtliche Köpfe derer unten im Heu blickten empor.

„Lueged, — Militär!"

Hinter Tannen hervor war der erste gekommen; ihm folgte ein ganzer Trupp. Säbel klirrten, — es waren Offiziere, natürlich vaterländische.

„Et une belle société, par exemple!" meldete der Erste zurück; — „des dames en bon nombre, comme il paraît!"

Jedes Wort hallte so deutlich, daß man es unten verstehen konnte. Die Mädchen sahen einander an und kicherten.

„Pen — sion Won — nen — stein," buchstabirte einer der Offiziere, durch sein Fernrohr guckend.

„Très bien! Nous allons nous restaurer à fond; pourvu que la bière soit fraîche!“

Die Truppe hielt an. Es wurde angesichts der belle société offenbar etwas Toilette gemacht, der Kragen zugeknöpft, die Stirn getrocknet, das Käppi zurecht gerückt.

Diese société, wenigstens das Häuflein zunächst am Wege, in seiner zwanglosen Lagerung zwischen den Heuhaufen, war über das plötzliche und höchst ungewohnte Schauspiel etwas verwirrt und uneins, ob man den Platz räumen solle oder nicht.

„Dummheiten!“ sagte ein resolutes Weibchen; „wir werden da g'schämig thun und davon laufen! Wir sind hier daheim und nicht diese!“

„Unterstützt!“ sprachen die anderen. Und so blieb die kleine Ansiedlung unerschrocken sitzen, nur daß man der Ehrbarkeit wegen sich etwas mehr mit der Arbeit oder dem Buche, was man gerade in Händen hatte, zu schaffen machte.

Die Frage, ob solche Einquartirung überhaupt angenommen werde, beschäftigte die Damen nun sehr.

Wonnenstein hatte nämlich keine Restauration. Es war ausschließlich Kurzwecken gewidmet und besaß demgemäß bestimmte Hausgesetze, z. B., daß allein stehende Herren keine Unterkunft fanden, bloß Angehörige, Väter, Gatten ꝛc., je älter, desto besser, als Begleiter oder Gäste ihrer respectiven Töchter und Ehehälften. Wonnenstein hatte deshalb allerlei Spitznamen, war jedoch gerade dieser seiner Specialität halber sehr beliebt. Wußte man doch, daß hier das jüngste Mädchen allein zur Kur hergesandt werden konnte und dabei wie in Abrahams Schoß aufgehoben war.

Nun spitzte man schon die Ohren auf die salomonische Entscheidung, die hier bevorstand. Denn Vaterlands-Vertheidiger, — das konnte immerhin zu einer Ausnahme zwingen!

Ein Backfisch wollte gleich gehen, der Frau Verwalterin die Ankömmlinge melden.

„Warum nicht gar,“ hieß es; „das hätte doch keine Gattig!*) Sie werden sich schon selber melden.“

„Aber wenn sie dann nichts bekommen und recht Durst haben? Man muß sich ja schämen!“

„Lueged das Meiteli, wie es schon Erbarmen mit ihnen hat!“ spotteten sie.

„Es wär' aber auch eine Schand', an so einem heißen Tag ihnen nichts zu geben!“

Ja, dieser Ansicht waren sie alle einmüthig.

Während solcher Verhandlungen kam es, wie der Feind, klirrend, sausend, schnurstracks den jäh abfallenden Berg herab. Man hätte glauben können, es handle sich um einen Ueberfall.

Und jetzt waren sie da, eine ganze Schar, sonnverbrannt, erhitzt, staubig, — aber doch schmuck anzusehen und äußerst höflich, die meisten offenbar französische Schweizer; wenigstens redeten alle deren Sprache. Sie dämpften sogleich die laut geführte Unterhaltung, grüßten im Vorübergehen und betrachteten mit sichtlichem Wohlgefallen die jugendliche Frauen-Versammlung da zuvorderst am Wege, in der sich einige sehr anmuthige Erscheinungen befanden.

Drüben in der Allee hörte nun ebenfalls mit einem Male das Summen der Unterhaltung auf. Auch dort gab es gespannte Aufmerksamkeit. Einige der Aelteren kamen neugierig näher, um zu erfahren, was dieser Einfall bedeute.

Indessen sah sich die Kriegerschar nach einer passenden Niederlassung um. Siehe da, alles von Damen occupirt! Nirgends ein Ruheplatz, nirgends ein Wirth, eine Bedienung zu sehen, die ihnen entgegen kam. Und dazu Durst, Durst zum Verschmachten!

„Sapristi! Un drôle d'hôtel!“

„Am End chömmed mir da gar nüt über,“ sagte einer, dessen Enttäuschung jetzt in der Muttersprache sich Luft machte. „L'enseigne porte: Pension.“

„Pension de demoiselles peut-être, — haha!“

„Pour quel âge? Regardez donc!“

„Chut! Point de critique!“

„Ach was, — mir gönd einfach i's Dorf abe, — au village; ce n'est pas bien loin.“

„Eh bien, allons!“

„Aber 's Wirthshus ist usbündig schlecht da une. L'auberge y est bigrement mauvaise. Pourquoi pas rester ici, parbleu?!“

„Luter Frauezimmer!“

„Je ne vois pas un seul homme!“

„N'importe! Essayons-le! Où est l'hôtelier, — hollah!“

So schwirrte und brummte es lebhaft, ungeduldig durcheinander.

Niemand von der Bedienung des Hauses, — es war natürlich auch bloß weibliche, — ließ sich blicken. Die Frau Verwalterin sammt ihrem Stabe schien sich verschanzt zu haben.

Da trat eine der Frauen, welche die Bemerkungen gehört und verstanden hatte, freundlich an die Mars-Söhne heran, — es bildete sich sogleich ein Kreis um sie, — und machte ihnen mit dem Französisch, das sie aus Jugendtagen noch im Kopf hatte, begreiflich, daß dies hier eben kein gewöhnliches Gasthaus sei.

„Mais quoi donc?“

„Eine Kuranstalt.“

„Tant mieux! Nous allons aussi faire notre cure! Nous sommes fatigués, avons faim et soif!“

„Mir wänd lieber schwizerdütsch rede,“ nahm jetzt einer der Herren das Wort, indem er, zu einem Sturmangriff entschlossen, sich an die freundliche Matrone wendete. „Sie werdet doch öppis im Keller ha?“

„Das scho, — g'nueg!“

„Also, mehr wänd mir ja nüd! — Quelque chose à boulotter!“ übersetzte er den anderen.

„Mais rien de plus!“ schallte es im Chorus.

„Ja ja, — oui —“ lautete die verlegene Zustimmung. „Aber —.“

Eine Zweite trat nun herzu, ebenfalls sehr befangen vor all' diesen militärischen Männern, doch äußerst wohlwollend, mütterlich sie anlächelnd.

„Es söll halt öpper*) mit der Frau Verwalter rede,“ raunte sie in breitem Zürcher-Dialekt der ersten zu.

Eine Dritte, dies hörend, machte sich schon auf, die Unsichtbare zu suchen.

Aus den Küchenfenstern sah mit verstohlener Neugier ein halb Dutzend lachender rothbackiger Gesichter den Verhandlungen zu.

Alles gerieth jetzt in Bewegung. Man schämte sich wirklich, die Ankömmlinge fortschicken zu lassen.

„Das sind solche von der Gebirgs-Artillerie; die haben es am strengsten bei den Uebungen,“ sagte jemand, der Sachkenntniß hatte.

„Nein, die darf man nicht so behandeln!“

Zu allem tönte nun auch noch die Kaffeeglocke, schreiend laut, wahrhaft unverschämt.

Einige schnöde Selbstlinge folgten sofort dem Rufe. Die Mehrzahl aber blieb erregt, unschlüssig auf dem Platze. Man sah durch die offene Hausthür riesige Kaffee- und Milchkrüge nach dem Speisesaal tragen. Ein wahrer Hohn für die draußen Stehenden!

Da schlüpften einige von denen, die unten im Heu gesessen und nun ebenfalls herbeigekommen waren, wie auf Verabredung ins Haus.

Nach wenigen Minuten waren sie wieder da: jede mit einer Flasche und Gläsern. Das Blut stieg ihnen zwar tüchtig in die Wangen, als sie jetzt, kurz gefaßt, unter die Kriegerschar traten und ihnen den Trunk kredenzten, aber ihre Augen glänzten wagemuthig dabei. Eine von ihnen rief sogar den andern zu: „Mach's nach, wer will!“

Ein Halloh empfing die anmuthigen Wohlthäterinnen.

Und nun ward die Situation plötzlich anders. Es entstand ein fröhliches, heilloses Durcheinander, ein Rennen treppauf, treppab, von Alten und Jungen. Niemand wollte dahinten bleiben. Die einen kamen mit Wein, die anderen mit Brod, Schinken, Butter; dritte gar mit den Kaffeekannen. Auch die Mägde waren bei der Hand, um Tische und Bänke herbeizuschaffen. Kurz, es entwickelte sich, ehe noch die Oberbefehlshaberin von Wonnenstein, die Frau Verwalterin, erschienen war, ein förmliches kleines Feldlager.

Wie ein zündender Funke war es in die Schar der Frauen gefahren; sie wurden ganz kampflustig und keine wollte nachstehen, wo es dem Vaterland zu dienen galt, das hier gewissermaßen verkörpert und obendrein in ansehnlichster Gestalt vor ihnen stand.

Der Speisesaal mit seinen Kaffeetischen war verödet und beraubt. Alles was eßbar, wurde lachend hinausgeschleppt. In den Vorrathskammern aber setzte es einen regelrechten Kampf; hier brach helle Anarchie aus.

Die Frau Verwalter war außer sich vor Verwirrung. Sie protestirte, sie deckte mit ihrem Leib die leckeren Vorräthe und rief: „Was denken Sie denn? Wir dürfen ja keine Passanten bewirthen! Ich werde ja gestraft! — O Himmelherrgott, ist das eine Verfassung! So 'was hab' ich noch nicht erlebt!“

Es half nichts. Das Ereigniß nahm seinen Verlauf.

Zuletzt constatirte die Frau nur noch, was aus Keller und Speisekammer alles hinaus gewandert war.

Die Weiblein hatten, schnell gefaßt, auf ihre Rechnung das Nöthige begehrt und die weitere Verantwortung auf sich genommen. Da konnte es keine Widerrede geben!

Indessen ließen die Helden es sich herrlich munden und machten daneben ihren Wirthinnen ohne Unterschied der Persönlichkeit den Hof, daß es eine Art hatte. Mancher Ehrbaren verging unter dem Kreuzfeuer solch' ungewohnter Huldigung Hören und Sehen! Aber schön war's und lustig. Das sah man auf ihren erhitzten Wangen, aus ihren Augen leuchten. Die Waadtländer besonders machten Glück mit ihrem lebhaften Temperament in Gehaben und Sprache.

Unbemerkt verfügten sich schließlich einige von ihnen als Zahlmeister ins Haus. Sie kehrten mit heiter verwunderten Mienen zurück und raunten den Kameraden etwas zu. Diese stutzten, lachten, berathschlagten: „Was thun? — Unterhandlungen anknüpfen? — Pah, das hätte keinen Witz!“

Man beschloß, noch einmal zur Wirthin zu gehen, kehrte jedoch abermals unverrichteter Sache zurück.

So waren sie in der That die Gäste von Wonnenstein gewesen!

„Nehmen wir's an, bei Gott!“ rieth einer der Gelabten großmüthig, „wir wollen ihnen die Freude nicht stören!“

„Gut! Aber wie sich arrangiren? Revanchiren?“

Da trat plötzlich einer von ihnen vor.

„Mesdames!“ rief er laut.

Es wurde still. Man horchte auf.

Eine schöne, männliche Erscheinung war es, die mit kühnem Feldherrnblick die Versammlung überflog.

„Mesdames!“ sagte der Offizier in seinem schmeichelnden Französisch, „wir erfahren soeben, daß wir die Ehre hatten, von Ihnen als Gäste betrachtet zu werden. Solchen Edelmuth erwarteten wir wahrlich nicht! Wie hätten wir ihn auch erwarten dürfen? Aber wir sind entzückt davon, entzückt von Ihnen, von Ihrer Liebenswürdigkeit! Jetzt ist nur die Frage: Wie tilgen wir unsere Schuld? Wie danken wir Ihnen?“

Ein Lächeln ging durch die Frauenschar.

„Nüt z'danke!“ erwiderte eine Stimme.

Alles sah nach der Sprecherin. Es war eine stattliche Matrone, die dies eigentlich mehr für sich gesagt hatte und jetzt wie ein junges Mädchen über ihre eigenen Worte erröthete. Trotzdem setzte sie beherzt in ihrem Dialekt hinzu: „Wir haben auch Söhne und Männer bei den Waffenübungen und wollten nicht, daß sie Durst leiden, dieweil es uns gut geht. Gelled*) Ihr?“ wandte sie sich an die übrigen.

„Allweg nüd!“ tönte es aus dem Frauenkreise.

Gegenüber erscholl lautes Bravo.

„Eh bien!“ meinte der Redner lächelnd, „wir sehen, daß die Frauen, die einst unseren Vorfahren zu Siegen verhalfen, keineswegs ausgestorben sind, sondern noch immer im Fall der Noth uns beistehen, wenn auch nicht mit Waffen, aber mit Thaten ihrer edlen Herzen.“

„Bravo! Bravo!“

„Kameraden! Lassen wir sie hochleben, nos chères compatriotes. Das ist der einzige Dank, den wir Ihnen darbringen können. — Qu'elles vivent! Vivent! Vivent!“

Es war ein seltsames Tönen in Wonnenstein, dieses vielstimmige Hochrufen aus männlichen Kehlen. Die Leute auf den Bergwiesen, die jetzt mit Heugabeln und Rechen kamen, die duftende Ernte einzuheimsen, schauten verwundert dorthin. „Das geht lustig zu, bigott, bei denen Weibervölkern,“ sagten sie; „da hat es, scheint's, Einquartirung gegeben!“

Als es gerade am lebhaftesten zuging mit Gläserklang, Händeschütteln und Danksagungen, was nach dem allgemeinen nun im einzelnen fortgesetzt wurde, — keine der Holdseligen ging leer aus, — da kam gerade der gegenwärtig einzige Mann der Kurgesellschaft (es war ein junger Gatte, der bei seinem blutarmen Weibchen einige Tage zu Besuch war) just von einer Bergpartie heim. Er traute seinen Augen und Ohren nicht. Was bedeutete das? Es ging ja zu, wie auf einem Schützenfest. Und all' diese ehrbaren Frauen mitten im heitersten Gewühle, ganz zutraulich, als wäre das nichts Außergewöhnliches! Sie, über deren Selbstzufriedenheit und Sehnsuchtslosigkeit nach dem Salze männlicher Gesellschaft er schon die dunkelsten Gedanken gehabt!

Höchst betroffen ob des merkwürdigen Schauspiels, wollte er auf einem Umweg ins Haus gelangen, als sein bleichsüchtiges Frauchen ihn schon erblickt hatte und strahlend vor ihm stand, mit so blühenden Wangen und Lippen, wie er's lange Zeit nicht an ihr gesehen. Er mußte sie immer anschauen und hatte nicht übel Lust, die Stirn zu runzeln, den zürnenden Herrn zu spielen. Sie beachtete es gar nicht, sondern erzählte in herrlichster Laune das Wie und Warum dieser improvisirten Festlichkeit, und da besiegte der Triumph seines Geschlechtes denn doch die Eifersucht des Ehe-Gewalthabers. „Aha!“ sagte er in einem Tone, den

*) wäre nicht schicklich.

*) jemand.

*) nicht wahr?

er sich bisher in Wonnenstein noch nicht erlaubt, „die Weltordnung wird noch nicht so bald auf den Kopf gestellt. Man braucht einander halt doch!“

„Natürlich, Mannli!“ rief sie lachend; „Ihr müßtet ja verschmachten ohne uns!“

„Und Ihr?! Was beweist dieses Feldlager?“ fragte er.

„Daß wir Euch nie im Stiche lassen!“ Dabei gab sie ihm einen Kuß, so verliebt, wie in den allerersten bräutlichen Zeiten, ganz direct auf den Mund. Er erschrak ob dieser öffentlichen Zärtlichkeit und sah verlegen hinüber nach seinen Geschlechtsgenossen.

Die zogen aber bereits den gewundenen Weg bergab und verschwanden bald um eine Biegung. Zugleich mit ihnen verschwanden sämmtliche Frauen vom Platze. Wohin? Ein paar Junge flogen voraus; die Aelteren und Alten folgten richtig nach, auf die andere Seite des Kurhauses, von dessen Terrasse sie den Scheidenden aus Leibeskräften nachwinkten.

„Merci! — Grandmerci! — Au revoir!“ tönte es von unten.

Vierzig bis fünfzig wehende Taschentücher gaben in verschiedenstem Tempo darauf Antwort.

* * *

An der Abendtafel von Wonnenstein wurde heute erhöhter Appetit entwickelt. Kein Wunder! Der Nachmittagskaffee war ja ausgefallen, sozusagen als Liebesopfer fürs Vaterland. Jetzt erst spürte man den Hunger. Es wurde aber keineswegs bloß schnöde dem Magen gefröhnt; die Unterhaltung spielte eine mindestens ebenso große Rolle. Man blieb nachher auch länger sitzen, als sonst, und feierte eine Art Nachfest, bei dem der nunmehr wieder einzige Er in der Gesellschaft auch nicht schlecht weg kam, obgleich er sich, plötzlich kühn geworden, einige recht anzüglich-witzelnde Reden über das „Kloster“ Wonnenstein erlaubte. Man ließ ihn heute großmüthig gewähren. Nicht einmal auf das prachtvolle Glühen der Berge achtete man, das sonst stets ein dankbares Publicum hatte, — noch auf den Mond, der, in dieser Beziehung hier auch verwöhnt, am heutigen Abend ganz ungesehen hinter einem Felsen-Coloß hervor blinzelte, still höher stieg und endlich mit seinem vollen, lachenden Gesicht herüberschaute, als wollte auch er ein bißchen spottend sagen: „Gelt, ihr Frauen von Wonnenstein, die Weltordnung steht noch nicht auf dem Kopfe!“

Recht ansehnlich summte die Unterhaltung aus den hell erleuchteten Fenstern hinaus in die Abendstille.

Auf einmal aber tönte etwas herein, — horch! — Musik!

Alles schwieg, lauschte und eilte an die Fenster, auf den großen Holz-Balcon.

Da stand in der mondbeschienenen Wiese unten ein Häuflein Männer im Kreise versammelt, deren Blas-Instrumente goldig aufblitzten; vor jedem ein Büblein, das Licht und Notenblatt emporhielt. Sie bliesen feierlich das alte Sempacherlied.

Was war das? — Etwa gar eine Serenade?

Etliche Neugierige gingen ins Freie hinaus, um Gewißheit zu holen.

Doch bevor sie zurück kamen, wußte man es oben schon.

In den Speisesaal war nämlich ein altes verschrumpftes Männchen getreten mit einem großen Tragkorb voll Alpenrosen, den es ohne Umstände abstellte, worauf es sich gemächlich die Stirn trocknete, bis die Musik schwieg. Dann rief es hell mit krähender Stimme in den Saal hinein: „Die Herre Offizier schicket dene Fraue da Alperose. Und d' Musik ist au von ihne b'stellt!“

Ja, wie ging das zu?

Das Männchen konnte nicht schnell genug Rede stehen. Es blickte die vielen Fragerinnen, die ihn auf einmal umdrängten, rathlos, fast wild an. „Wenn Ihr still sind, will i's säge,“ gab es zur Antwort.

Da schwiegen sie und horchten.

Die Alpenrosen hatte er von den Bergen heruntergebracht, zum Verkauf in der Stadt, und sie im Wirthshaus einstellen wollen, wo die Dorfmusik gerade zum Probiren für das Gemeinde-Schießen nächsten Sonntag beieinander war. Da seien die Offiziere gekommen, hätten grüsli wälsch durcheinander geredet und gelacht und zuletzt ihm und der Musik brav Geld gegeben, daß sie daher gehen, er mit seinen Alpenrosen und die Mannen zum Aufspielen. Und jetzt seien sie also da.

„Nehmet nur; sie sind guet zahlt!“ meckerte er vergnügt und schüttelte den Korb mit den purpurrothen Blüthen, daß ein Strom würzigen Alpenduftes daraus emporstieg.

„Da seht, wie galant!“ rief triumphirend ein blutjunges Stimmchen. Es kam von jenem Backfisch, der zuerst ein Herz für die verschmachtenden Söhne des Vaterlandes gehabt.

Flugs griffen so und so viele Hände in den Korb. Es gab ein Hasten und Raffen, als gelte es, Trophäen zu erobern. Sie steckten die Blumen ins Haar, an die Brust, machten Sträuße und schmückten den ganzen Saal damit.

Unten auf der mondbeschienenen Wiese hob indessen schon wieder ein neues Stück an, diesmal weniger feierlich. Es war ein Tanz. Das hatte gerade noch gefehlt!

Wie auf Commando flogen zwei und zwei zusammen. Andere schoben Tische und Stühle an die Wand, und nun ging ein Tanzen los, daß die Dielen ächzten. In Jung und Alt, Leicht und Schwer, in die ganze ehrenwerthe Versammlung fuhr es wie der Blitz, daß alles sich drehte und hopste auf mehr oder minder beflügelten Sohlen.

Der einzige Mann trieb wie ein Wrack auf sturmbewegter See zwischen den fliegenden Gewändern, bald vom Gewühle verschlungen, bald empor tauchend, — fremd, seltsam, ein verzauberter Ritter unter Erlkönigs Töchtern. Er tanzte, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand, nicht aus Leidenschaft, sondern weil jede der Holden ihm die Ehre anthun wollte, ihn zu küren.

Es herrschte heute ein Edelmuth gegen alles, was Er hieß, daß sogar die Musikanten und das Alpenrosen-Männchen ihr Theil davon hatten. Sie konnten fleißig ihre Kehlen netzen.

Als es zehn Uhr war, erschien die Frau Verwalterin, wie der verkörperte Paragraph des Hausgesetzes, der da sagt, es müsse um diese Zeit Ruhe sein. Aber ihre Stimme verhallte ohnmächtig im wogenden Reigen.

Geraume Zeit noch strahlten die erleuchteten Fenster in das stille Alpenthal hinaus, während über den Bergen drüben die Urheber, dieses in den Annalen von Wonnenstein einzig dastehenden Tages nach mehrstündigem Marsch zu ihren Truppen gestoßen, sich bereits aufs Lager gestreckt hatten, vielleicht träumend von den huldreichen Heben, die ihnen heute Labung gereicht.

Hier wie dort schauten im Mondschimmer die Hochwachten des geliebten Vaterlandes herab auf dessen lebensfrohe Kinder.

Nachdruck verboten.

Fanal el Kebir.

Ein Abenteuer im Mittelmeere von Theodor Simons in München.

Wir lagen mit unserem kleinen Küstendampfer „Berenice“ seit zwölf Stunden in der Bucht von Hammamet vor Anker, langweilten uns über die Maßen, rauchten, schwatzten, gähnten und warteten auf weitere Marsch-Ordre, die uns endlich gegen Abend in einer Admiralitäts-Depesche über Tunis zuging. Sie lautete:

„Ankunft des Wachtschiffes Salamander abwarten, dann „nach Port Said weiter dampfen. Salamander heute in „Abgangsbereitschaft bringt Näheres.

Admiralitäts-Kanzlei Spezia.“

Der „Salamander“, ein uraltes dritter Klasse-Fahrzeug, konnte uns kaum vor fünf Tagen erreichen. Unser Commandant widmete diese Wartezeit dem Ausbessern der Maschine und des Kessels der „Berenice“, die beide etwas Nachsehen benöthigten. Wir fanden uns mithin in eine Unthätigkeit versetzt, die lähmend auf Körper und Geist wirkte, da sie uns ins Reich absoluter Trägheit senkte.

Der Kessel wurde ausgeblasen; er pfiff anfangs mit Vehemenz sein unharmonisches Lied durch das geöffnete Sicherheits-Ventil, gleichsam als wolle er uns verhöhnen; nach und nach nahm die Dampfspannung ab, und das monotone Zischen hörte bald auf.

Die Nacht trat ein. Sie fand uns auf Deck auf dem Rücken liegend, in verschiedener Stimmung und Gedankenfolge. Es blitzten nach einander die tausend Sterne auf; sie bildeten den mit funkelnden Juwelen reich besäeten Baldachin, die Himmelswölbung über unserer winzigen Erde.

„Wie dort oben der Orion ‚funkelt,‘“ meinte, mit aufgehobenem Fuße nach Norden deutend, mein Nachbar zur Rechten, „und daneben die lieblichen Plejaden, deren Mutter Pleione Orion seit urdenklichen Zeiten nachstellt! Wenn man nur wüßte, was für eine Rolle die glitzernden Sterne im großen Universum zu spielen haben, und ob die Theorie der Seelenwanderung richtig ist! Ich möchte dann gern einige Jahre in diesen Regionen herumstreichen, um einmal wieder etwas Neues und Unbekanntes zu genießen!“

„Ja, ja! Die Erde fängt nachgerade an, fürchterlich langweilig zu werden!“ brummte ein Dritter und drehte seinen Körper um einen Quadranten nach links. „Insbesondere wenn man auf Molche und Salamander warten muß, wie wir!“ rief lachend ein Vierter, indem er seinen Cigaretten-Stummel in weitem Bogen über Deck ins Meer schleuderte.

Hinter mir schnarchte sich ein Glücklicher über einige Stunden der Langeweile hinweg; es wurde allmählich still an Bord. Zuletzt hörte man nichts mehr, als das unheimliche Geheul der Kabylen-Strandhunde vom Lande her und das geheimnißvolle Anschlagen der Wellen an die Schiffswand; man ward sich seiner Einsamkeit auf dieser Wassereinöde schnell bewußt.

Ich selbst konnte keine Ruhe finden, lugte über die Bordwand bald nach dem Strande, bald nach dem unermeßlichen Meer hinaus und blickte träumend den feinen Wällenkämmen nach, die der Küste in weitem Bogen zueilten, um dort ruhig zu zerfließen oder von nachkommenden erdrückt zu werden. Zur Rechten und zur Linken funkelten Schwärme leuchtender Infusorien, die auf schaukelnden Wellen in die Ferne getragen, immer wieder durch neue glühende Flächen ersetzt wurden.

Diese Myriaden mikroskopischer Meerlämpchen kamen, zergingen, hoben und senkten sich im Spiel der Wellen, verflossen, tauchten wieder auf, Blick und Gedanken bethörend: Räderthierchen, Salpen und Pyrosomen, Schlangensternchen und winzige Medusen tanzten ihren nächtlichen Reigen; je tiefer die mondlose Nacht einfiel, desto prächtiger ward das Schauspiel, von dem ich mich nur schwer trennen konnte.

Die Schiffswache machte ihren rhythmischen Hin- und Hergang auf der Brücke oben. Ich gedachte, nun meine Koje aufzusuchen, um möglicher Weise zu schlafen, als ich, auf halber Treppe nochmals um mich blickend, einen dunkelhäutigen Kabylen-Kopf aus einer Matrosenluke auftauchen sah, der vorsichtig um sich schaute und dann ebenso schnell wieder verschwand. Nach einigen Minuten erschien der ganze Mann, mit Geräthen beschwert, auf dem Deck, schlich zum linken Fallreep, legte seine Sachen vorsichtig und geräuschlos in ein Boot und stieg dann nochmals an Deck. Ich hatte den Vorgang genau beobachtet, ließ den jungen Mann jedoch gewähren, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Als er zum zweiten Mal dem Fallreep sich näherte, trat ich unvermuthet vor ihn hin: „Halt, Ali! Was beginnst Du? Was hast Du vor?“ redete ich ihn an. Zitternd stammelte der junge Kabyle, den unser Commandant vor Monaten als Dolmetscher engagirt hatte: „Pardon, Dottore! Ich fischen will mit Feuer und Harpunen, will große Fische stechen; mitkommen Musio; sein sehr amüsant!“

Mir schien die Idee des jungen Arabers eine so vortreffliche, um die träg schleichenden Stunden zu kürzen, daß ich mich ohne Bedenken entschloß, diese mir noch unbekannte Art des Fischereisportes mitzumachen. Etwas Proviant und Wein holte ich schnell, nahm meinen Revolver mit Munition, sowie das Verbandzeug zu mir, und nach einigen Worten, die ich mit der Wache gewechselt, sprang ich ins Boot.

Der junge Kabyle hatte einen aus Eisendraht geflochtenen Korb vom Lande herübergebracht, den er mit Holzspänen, trockenem Schilf und Pechstückchen anfüllte und an einer rückwärts über das Boot hinausragenden Stange befestigte. Die Zündung erfolgte rasch; es erhellte sich der Meeresspiegel um uns. Wir fuhren in goldener Fluth, in der bethörte Fische und Molusken uns sicher folgten. Ich ruderte langsam in die Nacht hinein, während Ali mit kundiger Hand das Boot in eine kleine Nebenbucht steuerte, die vom Wellenspiel nur wenig beunruhigt wurde. Er hatte seinen Trident, eine dreizinkige Gabel an langem Holzstiel, auf den Knien liegen und neben sich die Netzschaufel zurechtgelegt. Mit diesen einfachen Utensilien gedachte er den Ungeheuern unter uns zu Leibe zu gehen und diese zu besiegen. Wir fuhren über Varesch-Gräser und Felspartien, in denen allerhand Gethier zu finden war. Ali nahm seine Gabel in die Faust, als er mir ein Zeichen gab, die Ruderschläge, die stets ein Heer von Goldtropfen entfesselten, einzustellen. Wir waren auf dem richtigen Fisch-Terrain angekommen; das Boot stoppte.

Meine Blicke verfolgten nun die Manipulationen des jungen Kabylen, der, weit über Bord lehnend, den Meeresboden beim Feuerschein mit Kennermiene durchsuchte. Sein erster mit Sicherheit geführter Stich brachte einen Meer-Aal zappelnd und blutend an Bord, der in seiner Agonie sich wie ein Wurm um den Stiel der Gabel schlang; — ein Kalmar mit zwei Saugrüsseln folgte bald nach. Ich musterte mit Neugierde diese mir unbekannten Geschöpfe, als ein dritter Stich die Augen Ali's blitzen und seine Lippen zittern machte. Die Stange seines Instruments bog sich unter der Schwere des harpunirten Meerbewohners.

Nach einigen Wendungen und unter Zuhülfenahme seines Netzes entzog er dem Wasser einen mächtigen Kephalopoden, einen Kopffüßler mit riesigen, mit einer Unzahl von Saugnäpfen dicht besetzten, sich ringelnden Fängen, die einen Anhaltspunkt suchten. Mir ward es bei Betrachtung dieses so merkwürdigen Thieres klar, daß in seiner Umarmung jedes lebende Wesen dem Tode verfallen mußte. Das mehrfach durchbohrte scheußliche Geschöpf wechselte im Schmerz die Farben; seine großen auf einer Art von Trichtern sitzenden Augäpfel blickten basiliskenartig und recht unheimlich aus dem Kopf hervor. Der harte Papageien-Schnabel mußte diesen Kephalopoden als einen Schrecken für die Meeresbewohner erscheinen lassen.

Mit einer wahren Wuth stieß Ali dem verhaßten Thiere die Spitze seines Messers zwischen den Augen in die Stirn. Der Wunde entströmte ein Luftstrahl; die Saugpumpe war zerstört. Die acht Saugfänge erschienen sofort gelähmt und fielen erschlafft nach abwärts. Trotzdem lebte das Thier noch. Ali hielt den Dreizack dem Feuerkorbe zu, bis es geendet hatte.

Wir wollten unser Fischen weiter betreiben. Ali hatte dem Feuerkorbe frische Nahrung zugelegt, als vom Molo her heftiges Hundegebell und ein durchdringender Schrei zu unseren Ohren drang, zugleich auch ein Geräusch, wie es ein ins Wasser fallender schwerer Körper verursacht. Ohne Zögern setzte ich meine beiden Ruder ein. Nach einigen Schlägen erreichten wir den Molo, wo wir beim Schein unserer Leuchte einen weißen Gegenstand auf der Wasserfläche schwimmen sahen, den Ali sofort mit Vorsicht harpunirte.

Wir zogen die Beute zum Boot hin und griffen mit beiden Händen nach dem Wesen, dessen Gestalt einen weiblichen Körper verrieth. Ich hatte mich nicht getäuscht. Von mir schnell erfaßt, lag der Körper bald im Boote. Ich beugte mich über die regungslose Halbtodte, fand, daß das Herz schwach pulsirte, und der Körper noch Lebenswärme zeigte. Meine Erfahrungen als Schiffsarzt ließen mich hoffen, daß unter rationeller Behandlung es mir wohl glücken würde, die dem Tode nahe wieder ins Leben zurückzuführen. In der That, nach einigen Minuten schon regte sich durch mein Frottiren, Luftpumpen und fortgesetztes Massiren der Brustmuskeln und Bestreichen des Rückens die Lebenskraft wieder! Nach weiterer Behandlung schlug das Mädchen seine Augen auf und blickte verwundert um sich. Die Kleine war ein bildschönes Geschöpf von etwa zwölf Jahren. Um sie besser beobachten zu können, strich ich ihr langes Haar aus dem Gesicht. Sie blickte mit ihren Gazellenaugen nach mir, als wolle sie ihrem Lebensretter danken. Niemals werde ich diesen Blick vergessen.

Ali stand lautlos neben mir, seinen Dreizack mit beiden Händen haltend. In seinen Mienen gab sich jedoch ein Unmuth darüber kund, daß seine so glänzend begonnene Fischerei auf diese Weise gestört worden sei. Nachdem die Kleine ihre Lebensgeister wiedererlangt, befahl ich dem Burschen, mit ihr an das Land zu steigen, um zu erfahren, ob hier ein Verbrechen oder ein einfacher Unglücksfall stattgefunden.

Ali steuerte das Boot dem steinigen Molo zu. Wir setzten

unsere Kleine ans Land. Zwischen ihr und Ali entspann sich nun eine Unterhaltung, welche ich, des Arabischen ganz unkundig, nicht verstand. Ali verdolmetschte, daß das Mädchen, die Tochter des Küstenwächters, auf dem Wege zum kleinen Leuchtthurm, den sie allabendlich entzünden mußte, von einem Rudel wilder Hunde verfolgt und angefallen, sich ins Meer gestürzt habe, um den Bestien zu entgehen. Mit der Wassertiefe jedoch nicht vertraut und des Schwimmens unkundig, wäre sie sicher ertrunken, wenn ihr Gewand sich nicht aufgebläht und sie so lange über Wasser erhalten hätte, bis die Rettung kam. Sie getraue sich nun nicht, die Rückkehr anzutreten, ohne vorher den Fanal angezündet zu haben und den wilden Hunden, die am Strand immer noch weiter kläfften, mit irgend einer Waffe entgegentreten zu können.

Ich beruhigte die Kleine, indem ich ihr durch Ali verdeutlichen ließ, daß das Anzünden des Leuchtfeuers für heute Abend meine Aufgabe sei und Ali mit seinem Dreizack sie nach Hause begleiten werde.

Das hübsche Kind küßte den Saum meines Rockes mit dankbarer Miene, ordnete schnell ihr reiches Haar, strich mit beiden Händen ihr feuchtes Gewand glatt und entfernte sich mit Ali, nachdem ich ihr noch einige Piaster in die Hand gedrückt hatte.

So weit, als es die Dunkelheit gestattete, blickte ich ihr nach, wanderte dann, mit der Schiffslaterne meinen Weg suchend, dem nahen Leuchtthurm an der Spitze des Molo zu, erstieg seine ächzende Holztreppe und entzündete das Feuer, das, auf der Liste des internationalen Schiffahrts-Vertrags mit dem Namen Fanal el Kebir bezeichnet, jede Nacht zur Sicherheit der Seefahrer leuchten muß.

Ueber meinem Haupte blitzten und funkelten die unzähligen Sterne, sowie die herrliche Milchstraße in selten gesehener Pracht. Lange genoß ich den herrlichen Anblick, dann warf ich noch einen Blick ins feurige Meer hinaus und verließ meinen hohen Standpunkt.

Als ich meinen Rückweg unten antrat, vernahm ich landwärts abermals Hundegekläff und Menschenstimmen in verworrenem Durcheinander. Mir ahnte nichts Gutes. Die beiden Kabylen-Kinder schienen mit den hungrigen Vierfüßlern in heftigem Kampf begriffen zu sein, denen sie waffenlos unterliegen mußten. Meinen Revolver hervorziehend, gab ich vor allem einen blinden Schuß ab, um meine Aufmersamkeit zu bekunden, worauf ich in Hast dem muthmaßlichen Kampfplatz zu rannte. Ich fand leider meine Vermuthung bestätigt. Ein Kreis zähnefletschender Hunde umstand meine armen Schützlinge, die sich mit Gabel und Steinen zur Wehr gestellt hatten. In meiner Aufregung feuerte ich schnell hintereinander zwei Schüsse auf die wilden Bestien ab und hatte die Genugthuung, sie mit dieser Salve in die Flucht zu treiben; daß meine Kugeln ihr Ziel nicht verfehlt hatten, bewiesen die hinterlassenen Blutspuren. Die Kabylin war niedergesunken und rieb sich den linken Knöchel, den einer der Hunde mit den Zähnen übel zugerichtet hatte. Blut entquoll der Wunde. Wir trugen die Kleine zum nahen Meere. Sie wehrte sich und schrie laut auf, weil sie wohl der Meinung sein mochte, daß wir sie dem Elemente, dem sie kaum entronnen war, zurückgeben wollten. Ali beruhigte sie hierüber, ebenso wie über meine ihr unbekannte Ambulanz-Verbandbüchse, die ich unterdessen bloßgelegt hatte.

Die Wunde ward schnell und auf das sorgfältigste mit Meerwasser ausgewaschen und dann antiseptisch verbunden.

Es war keine gefährliche Verletzung, sondern eine bloße Fleischwunde; trotzdem konnte die Kleine weder auftreten noch gehen. Sie hier ihrem Schicksal zu überlassen, schien mir grausam; es mußte also ein Entschluß gefaßt werden. Ali erbot sich, den Weg bis zur Hütte des Wächters allein fortzusetzen, um möglicher Weise Hülfe zu bringen; ich blieb unterdessen allein mit der Kleinen zurück und erwartete den Erfolg seiner Bemühungen, mit meinem frischgeladenen Revolver in der Rechten.

Ali kam endlich wieder, und mit ihm ein älterer Mann, der ohne viel Worte zu wechseln auf das Mädchen losging und es unsanft bei der Schulter fassend aus seinem Halbschlaf aufrüttelte. Mit echt orientalischer Gesticulation hielt er ihm eine Strafpredigt, die, nach seinen Mienen zu schließen, nicht allzufein sein konnte. Als er zuletzt aus seinem Gürtel einen Strick hervorzog und sich anschickte, die Kleine zu züchtigen, stellte ich mich zwischen beide, hielt ihm meinen Revolver entgegen und verdeutlichte ihm, daß die junge Kabylin unter meinem Schutz stehe.

Ali beruhigte dann den Alten, indem er ihm die Lage begreiflich machte und ihn bat, zur Weiterbeförderung der Kleinen mit behülflich zu sein.

Ohne viele Umstände hob der Wächter das Mädchen vom Boden auf, warf sie wie einen Sack über seine rechte Schulter und schickte sich an, wegzugehen. Ein Wink von mir an Ali, und wir folgten dem Manne auf der Ferse. Der Weg zur Hütte war weder weit noch beschwerlich; wir erreichten sie bald. Der Alte warf seine Bürde eben so gleichgültig ab, wie er sie am Meeresstrand aufgenommen hatte, und verließ sofort seine Schilfhütte. Wir waren allein. Der Verband des Fußes hatte beim Transport gelitten und mußte erneuert werden. Hierbei fiel mir die Zartheit der Glieder der Verwundeten auf. Die Kleine konnte unmöglich dem Geschlechte eines rohen Küstenwächters entsprossen sein. Ihr Gesicht hatte auch einen zu noblen Ausdruck und spiegelte geistige Entwicklung. Ich drang daher in Ali, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, um zu erfahren, auf welche Art sie zu dem Amt gelangt war, das der niedrigsten ihres Geschlechtes kaum genügt haben würde.

In der That hatte ich mich nicht getäuscht. Die Kabylin entstammte einer Bürgersfamilie, war die jüngste von vier Kindern und ihrem Vater entflohen, als er sie einem Reichen als Sklavin verkaufen wollte. Ihre Schritte meerwärts nehmend, wäre sie fast verhungert, wenn nicht der alte Küstenwächter sich ihrer angenommen hätte; dieser habe sie allerdings mehr mit Schlägen als mit Lebensmitteln tractirt. Ein solches elendes Leben führe sie nun schon seit Monaten, ohne andere Abwechslung, als den ewigen Kampf mit den wilden Küstenhunden, die fast täglich ihr Dasein bedrohten. Ihr Körper zeigte auch in der That die Spuren von größeren und kleineren Bißwunden.

Sobald ihr Fuß es erlaube, werde sie die allnächtliche Abwesenheit ihres Brodgebers benutzen, um zu ihrem Bruder zu gelangen, der in der Stadt das Geschäft eines Teppichwirkers betreibe.

In dem Augenblick, als das unglückliche Kind seinen kurzen Lebenslauf erzählte, begannen draußen die Hunde abermals ihr unheimliches Geheul. Wir schauderten! Ich trat vor die Schilfthür der Hütte und schoß meinen Revolver ab. Die Bestien entfernten sich kläffend, und wieder trat Ruhe ein. Die arme Kleine bei der Hand nehmend, versprach ich am nächsten Tage wiederzukehren, um ihren Fuß so schnell wie möglich zu heilen, hinterließ ihr meine Hammelkeule und meinen Rothwein, nebst Brod und Salz, was ich in meiner Aufregung unberührt gelassen hatte, und trat mit Ali den Rückweg an. Es glimmten in unserem Boote noch einige Kohlen, die mein Begleiter mittelst neuer Pechstückchen schnell aufflammen machte; der Fanal el Kebir leuchtete still und poetisch in die Nacht hinein. Gegen Mitternacht erreichten wir unseren kleinen Dampfer wieder. Ich warf mich ermüdet auf mein Lager; ein Fieberschauer erfaßte mich, der mir den Schlaf raubte. Kaum graute der neue Morgen, so weckte ich Ali, und fort ging es abermals zum Fanal el Kebir, der noch schwach leuchtete, und von da zur Schilfhütte des Wächters, der Behausung unseres Schützlings. Wir wurden auf das höchste beunruhigt, als wir in deren Nähe Papierfetzen liegen fanden, die offenbar die von mir zurückgelassenen Nahrungsmittel enthalten hatten.

Selbst der Verband, den ich der Kabylin zuletzt angelegt, lag zerrissen auf unserem Wege. Mich überlief es eiskalt; eine schauerliche Ahnung bemächtigte sich meiner, mein Blut stockte in den Adern. Das Thor der Hütte war unberührt. Als auf unser Rufen und Pochen hin sich nichts im Innern rührte, untersuchte ich die Hütte selbst und fand rückwärts eine Oeffnung. Die wilden Hunde hatten die Nahrung gewittert und sich den Eingang erzwungen. Wir erbrachen die von Innen gut verrammelte Thür. O Entsetzen! Zu Boden gestreckt, lag die Kabylin todt und, bereits erkaltet, mit einer tiefen Wunde am Halse.

Ali und ich standen sprach- und lautlos vor dem entsetzlichen Schauspiel.

Der Leichnam wurde dann von uns auf das Brett gebunden, das der Kleinen zum Nachtlager gedient hatte, und nachdem wir die Unglücksstätte den Flammen preisgegeben, hinunter

Holländisches Fischerdorf.
Nach dem Bilde von Hans Herrmann in Berlin.
Siehe Seite 48.

An der Spitalpforte.

Nach dem Bilde von Karl Rickelt in München. — Siehe Seite 48.

zum Fanal el Kebir getragen, wo das Mädchen seemannsmäßig dem Meer an derselben Stelle zurückgegeben ward, an der wir es am Abend vorher den Wellen lebend entzogen hatten.

„Möge Allah Deiner Seele gnädig sein!“ murmelte mein Begleiter, als das mit Steinen beschwerte Brett ins Wasser hinabglitt.

Der Fanal el Kebir blieb fortan eine riesige Todesfackel am nassen Grabe der Kabylin, die ihm so oft mit Lebensgefahr das Feuer zugebracht.

Noch dreimal sah ich abends den Fanal el Kebir leuchten, und dreimal empfand ich einen bohrenden Schmerz in meinem Herzen, denn ich hatte die kleine Kabylin liebgewonnen gehabt. Dreimal auch schreckte mich nachts aus meinen Träumen das entsetzliche Geheul der Küstenhunde, das ich nimmermehr vergessen werde.

Nachdruck verboten.

Aus dem Herzensleben einer deutschen Dichterin.

Studie von Moritz Brasch (†).

Die große westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff ist, trotz aller Veröffentlichungen über sie, ihrem inneren Leben nach noch so wenig bekannt, daß wir jede Mittheilung, die uns einen Blick in das Herz dieser bedeutenden Frauennatur gestattet, willkommen heißen dürfen. Als einen solchen dankenswerthen Beitrag müssen wir die Briefe ansehen, die einst Fräulein von Droste an Levin Schücking, ihren jüngeren Freund, gerichtet hat. Der Sohn des bekannten Roman-Schriftstellers hat diese „Briefe“ aus dem Nachlasse seines Vaters herausgegeben, als ein interessantes literarisches Denkmal des Herzensbundes zweier edler Dichternaturen, das für das poetische Schaffen beider Freunde von höchster Bedeutung gewesen ist. Annette Elisabeth Freiin von Droste (geb. 12. Januar 1798) war um sechzehn Jahre älter als Schücking (geb. 6. September 1814), der ebenfalls einer alten Patrizier-Familie Westfalens entstammte. In seinen „Lebens-Erinnerungen“ hat Schücking uns ein frisches, anmuthiges Bild von seinem ersten Besuch entworfen, den er 1830 als sechzehnjähriger Gymnasiast der Freundin seiner Mutter machte. Doch trat er erst acht Jahre später, nachdem er in Göttingen, Bonn und Heidelberg seine Studien vollendet und in die Heimat zurückgekehrt war, als vierundzwanzigjähriger junger Doctor der Philosophie der vierzigjährigen Dichterin näher, die damals auf der Höhe ihres Dichterruhmes stand. Ein reger persönlicher Verkehr entspann sich zwischen beiden. Allwöchentlich am Dienstag wanderte er von Münster aus um die Mittagszeit nach dem etwa eine Stunde weit gelegenen kleinen Edelhofe Rüschhaus, wo die Dichterin wohnte. Der Weg führte zuerst über Ackerkämpe und Heidestrecken, dann durch ein Gehölz. Dort stand eine alte Bank, bis zu der ihm Annette gewöhnlich entgegenkam. Jede Woche, am Sonnabend, brachte die alte Botenfrau dem jungen Freund einen Brief und ein Packet mit durchgelesenen Büchern und nahm eine neue Sendung von Münster nach Rüschhaus mit hinaus; und so wurde dieser jahrelang fortgesetzte persönliche Verkehr für beide eine reiche Quelle gegenseitiger poetischer und wissenschaftlicher Anregung und Förderung.

Bald vereinigten sie sich auch zu gemeinsamer Arbeit. So z. B. dichtete Annette für das im Jahre 1842 von Schücking herausgegebene, heute noch so anziehende Illustrations-Werk „Das malerische und romantische Westfalen“ die meisten der herrlichen Balladen; auch die Schilderung einer Anzahl ihr so vertrauter Landschafts- und Orts-Scenerien der westfälischen Heimat stammt aus ihrer Feder. In der damals Aufsehen erregenden Schrift Schücking's „Der Dom zu Cöln und seine Vollendung“, worin er die deutsche Nation ur Fertigstellung dieses großartigsten deutschen Bauwerkes ufforderte, hatte Annette den Abschnitt über Meister Gerhard von Cöln verfaßt, das Muster einer auf kleinem Raum zusammengedrängten Künstler-Biographie.

In dieses Freundschaftsverhältniß trat nun eine Trübung ein, als Annette erfuhr, daß Schücking zu einer gleichalterigen jungen Frau, der Gemahlin eines älteren höheren Offiziers in Münster, in Beziehung getreten sei. Sie verkannte nicht die Gefahren, die dem jungen Freunde und — ihrer Freundschaft hieraus erwachsen mußten. Nur ihrer klugen und milden Intervention war es zuzuschreiben, daß die ursprünglich leidenschaftlich aufflammende Empfindung der beiden jüngeren Menschen in eine gemäßigtere, aber um so innigere Freundschaftsbeziehung zu einander überging. Seitdem, — ein interessanter psychologischer Zug, — wird der Ton in den Briefen Annettens an den jungen Freund ein anderer, wir möchten sagen — mütterlicher. Allerdings soll Fräulein von Droste mit der früh verstorbenen Mutter Schücking's eine auffallende Aehnlichkeit besessen haben. Dieses mütterliche Verhältniß bestimmt auch den Ton ihres späteren Briefwechsels. Er nennt sie denn auch oft (z. B. in dem Briefe aus Augsburg vom 14. August 1845) „Mein liebes Mütterchen“ und in einem Briefe aus Darmstadt (vom Mai 1847) „Mein herziges, gutes, liebes Mütterchen“, während sie ihn (in dem Briefe aus Rüschhaus vom 15. Februar 1843) anredet: „Mein lieber Junge“, „Mein liebes Kind“ und dergleichen.

Eine kurze Zeit innigster Seelengemeinschaft verlebten die beiden Freunde im Winter 1841—42 gemeinsam auf der Meersburg am Bodensee. Annettens Schwager, der Gemahl ihrer jüngeren Schwester Jenny, Freiherr von Laßberg, hatte den Dr. Schücking mit der Ordnung und Katalogisirung seiner umfangreichen Bibliothek betraut, die mehrere Säle in der Meersburg anfüllte. Ein großer Theil von Annettens lyrischen Dichtungen entstand in diesem Winter. Sie war in ihrem Schaffen naiv, eine Art von Naturalistin; Schücking dagegen war ästhetisch bewußter, literarisch vielseitiger und kritischer. Er mahnte die Freundin oft, an ihren Dichtungen mehr zu feilen; ja, er tadelte zuweilen den Mangel an Glätte und Klarheit des Ausdrucks, — aber meist ohne Erfolg. Schücking hat sich aber später eines Besseren überzeugt. In dem Lebensbilde, das er von der Freundin nach deren Tode erscheinen ließ (Leipzig 1862), bemerkt er: „Heute würde ich es nicht mehr thun, weil die Form viel mehr zum charakteristischen Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehörte, als ich damals einsah. Auch drang ich mit meinen Wünschen wenig durch. Sint ut sunt!“ sagte selbstbewußt die Dichterin.“

Dieses „Sint ut sunt“, bekanntlich ein Ausspruch jenes Jesuiten-Generals, der den Wunsch des Papstes Clemens XIV., den Orden zu reformiren, mit diesem Worte ablehnte, ist übrigens für die persönliche und dichterische Eigenart Annettens sehr bezeichnend. Stark in ihrem katholischen Glauben und fest gewurzelt in ihrem westfälischen Heimatsboden, hatte ihre ganze Welt- und Lebensansicht etwas in sich Abgeschlossenes. So mild und theilnahmsvoll sie als Mensch war, so wenig war sie in sittlichen und religiösen Fragen zu Concessionen geneigt. Dies kommt auch in ihrer dichterischen Form zuweilen zum Ausdruck. Hart, spröde, mehr symbolische Tiefe, als conventionelle Glätte und Leichtigkeit anstrebend, insbesondere in ihren, nach heimatlichen, aber auch altenglischen Sagen gedichteten Balladen, kann sie sich, trotz der Mahnung des Freundes, zu keiner Concession entschließen, die ihre Sprache klarer, ihren Vers wohllautender gemacht hätte. Sie selbst hat, wie aus ihren Briefen ersichtlich, darüber oft nachgedacht, was Schönheit, was Poesie sei.

Im Frühling 1842 endete das Zusammenleben der beiden Freunde auf der alten romantischen Burg. Dr. Levin Schücking hatte die Erziehung zweier junger Prinzen, der Söhne des bayrischen Fürsten von Wrede, übernommen. Der Ton seiner und Annettens Briefe aus den verschiedenen Orten, wohin ihn seine literarische und journalistische Thätigkeit verschlagen hatte, — er war mittlerweile Redacteur in Cöln und dann unter Kolb's Leitung Redacteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ geworden, — zeigt jene Innigkeit und Wärme, die gerade die Entfernung der Freunde von einander zur Folge hatte. Aber die Erinnerung an die erste romantische Jugendneigung zur Freundin seiner Mutter übermannt ihn noch oft wie ein beglückendes Traumbild. So sagt er in seinen späteren „Lebens-Erinnerungen“, daß er über die eigenen Empfindungen, die ihn damals durchwogten, sich nicht ganz klar gewesen sei, so oft er in das leuchtende, große Auge der besten Freundin, die er im Leben besessen, geblickt. Um diese Zeit entstand auch einer der frühesten Romane Levin Schücking's: „Eine dunkle That“. Es ist unschwer herauszuerkennen, daß die anziehende Figur des Stiftsfräuleins ihr Urbild in Annette von Droste hat. Der Dichter selbst giebt uns einen Schlüssel für sein Verhältniß zur Freundin, wenn er das alternde Stiftsfräulein, die Heldin seines Romans, zu ihrem jüngeren Freunde sprechen läßt: „Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen, ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann, wie ein Weib; an dem ich eine geistige Stütze habe; denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten. Aber wenn ich auch gedankenarm wäre, wie meine Köchin, ich wäre doch dasselbe; ich will jemand haben, der mein ist, und dem ich alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang, zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten, in mir ist und übersprudelt! . . . Aber wenn Sie deshalb glauben, ich wäre in Sie verliebt, ich wäre eine Thörin, ich würde mich Ihnen an den Hals werfen, dann sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern auch ein Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältniß keinen Begriff hat!“

Haben wir uns etwa so das Verhältniß Annettens zu Schücking zu denken? Vieles in ihrem Leben wie in ihren Briefen weist darauf hin. Anderes jedoch läßt schließen, daß in den Gefühlen des westfälischen Edelfräuleins für den Jugendfreund auch das Ingredienz der Leidenschaft nicht fehlte. Doch wer will, wer kann das Herz einer Frau ganz ergründen? Schon daß sie es für nöthig hielt, ihre Beziehungen zu Schücking geheim zu halten, macht uns in Betreff ihrer wahren Empfindung für ihn zweifelhaft. Am Schlusse eines Briefes, den sie am 11. Mai 1843 von Rüschhaus an ihn richtet, schreibt sie ihm: „Duzen Sie mich nicht in den Antworten, es nöthigt mir eine Vorsicht in den Briefen auf, die sonst mitunter ganz unnöthig wäre. Du oder Sie: ich weiß doch, daß ich Dir immer gleich nahe stehe, lieb' Kind.“ Zur Erklärung dieser Vorsicht muß man bedenken, daß Annettens Mutter, die alte Freifrau von Droste, eine ebenso stolze als energische Aristokratin, eine Dame von gebietender Erscheinung war, die ihrer Umgebung eine gewisse Zurückhaltung aufzwang. Annette liebte und verehrte ihre Mutter von ganzer Seele; aber sie empfand wohl, welch eine innere Kluft zwischen ihr, der leidenschaftlichen Dichterin, und der stolzen, kühlen Mutter lag, und sie kam daher aus einer gewissen Befangenheit im Verkehr mit ihr niemals heraus. Auch dem ebenso gelehrten wie ritterlichen Freiherrn von Laßberg, ihrem Schwager, gegenüber, der, wie es schien die „Dichterin“ in ihr nicht allzu hoch schätzte, oder doch zu wenig Verständniß für ihre Poesie hatte, vermochte sie sich ebenso wenig frei gehen zu lassen. Aus dieser Scheu, die Ihrigen in die ganze Tiefe ihrer Empfindung für den Sohn ihrer Freundin blicken zu lassen, erklärt sich auch der Umstand, daß so wenige von Schücking's Briefen noch erhalten sind, die uns erst ein rechtes Licht über die wirkliche Natur dieser Herzensbeziehung würden gegeben haben.

Am 4. Juni 1843 theilt Schücking der Freundin von Darmstadt aus mit, daß er sich mit einer schönen und liebenswürdigen jungen Dame, der Tochter des Großherzoglich Hessischen Generals und Kammerherrn von Gall, verlobt hätte. „Meine Louise ist eine ganz außerordentliche Erscheinung,“ schreibt er, „sie ist etwas größer als ich, stark und doch sehr schlank, höchst lebhaft und zum Glänzen geboren. Sie zeichnet sehr hübsch, schreibt, wie Sie bereits gedruckt gelesen haben, und singt —, ja außer Ihnen habe ich noch niemand so singen hören, ganz wundervoll! Und bei alledem ist sie so gut, so kindlich, so lieb, so ganz mein treues, süßes Lieb, daß ich es gar nicht begreife, — in einigen Dingen habe ich doch rasendes Glück, — wie ich in diesem jungen Herzen, das früher niemals geliebt, mit dem Mosesstab die Quelle eines Gefühls habe sprudeln machen können, das mich so unmaßen glücklich macht. Glauben Sie nicht, ich sei exaltirt; Sie wissen, das kann ich eigentlich gar nicht werden. Ich weiß mit dem kältesten kritischen Bewußtsein, daß niemand wie Louise zu mir paßt, — da diese Mischung von äußerem Glanze der Erscheinung und tiefem dichterischen Gefühl, vereint mit vernünftigem, ruhigem Wesen, immerdar mein Ideal sein wird.“

Im übrigen hat der verliebte Bräutigam in dem poetischen Talent seiner Braut sich nicht geirrt. Thatsächlich hat Louise Schücking eine Reihe von Novellen und Romanen später veröffentlicht, die zu dem Besten gehören, was die etwas romantisch angehauchte Novellistik der vormärzlichen Zeit in Bezug auf Composition und psychologische Feinheit der Motivirung hervorgebracht hat. Nach kaum elfjähriger glücklicher Ehe starb Louise am 16. Mai 1855. Schücking gab noch aus ihrem Nachlaß eine Sammlung von Novellen („Frauenleben“, 2 Bde., Leipzig 1856) heraus, von denen später auch Paul Heyse und Heinrich Kurz einige in ihren „Deutschen Novellenschatz“ aufgenommen haben.

Doch wie nahm Annette jene Mittheilung des Freundes auf? Sie ist scheinbar freudig überrascht von seinem Glücke. Aber sie müßte keine Frau, und keine liebende Frau gewesen sein, wenn ihr die enthusiastische Schilderung, die Schücking von seiner Braut entwirft, nicht höchst unangenehm gewesen wäre. Daher zeigt sie in ihrer Antwort keine Theilnahme an der Person des Fräuleins von Gall; aber sie hat Bedenken und äußert sie wiederholt, daß Schücking schon jetzt heirathen will. Sie führt ihm das Beispiel Ferdinand Freiligrath's vor Augen, der nun auch, obgleich seine Frau nicht ganz mittellos gewesen sei, mit schweren Sorgen zu kämpfen habe. Und zu alledem tritt noch ein ungewohnt gereizter Ton in ihren Briefen hervor; sie macht dem Freunde (er hat nun mittlerweile seine Redactions-Stellung in Augsburg an der „Allgemeinen“ angetreten) Vorwürfe, daß er ihr keine Mittheilungen mache in Betreff Cotta's, bei dem Schücking den Verlag ihrer Gedichte zu vermitteln übernommen hatte. Doch fand sich Annette später mit der vollendeten Thatsache der Heirath innerlich ab; der briefliche Verkehr mit dem Freunde in Augsburg ward wieder lebhafter und wärmer. Auch ihr Verhältniß zu der jungen, schönen Frau, über deren schriftstellerische Producte sie sich freilich sehr kühl und zurückhaltend äußert, wird allmählich ganz erträglich. Dem Freunde gegenüber wird der Inhalt und besonders der Ton ihrer Briefe ein — ich möchte sagen — objectiver. Sie kritisirt seine Romane nicht mehr, wie früher, mit der liebevollen Nachsicht, sondern oft mit ungewöhnlicher Schärfe, und wirft ihm, bei allen Vorzügen in Composition und Scenen-Führung, vielfach Affectirtheit in der Sprache, auch Mangel an psychologischer Motivirung und dergleichen vor. Sie beklagt z. B. bei Schücking's Romanen die „neumodische Zierlichkeit“ der Form und den Verlust der alten „westfälischen Naturwüchsigkeit“. „Lassen Sie,“ räth sie ihm, „künftig Ihre Gedanken hören und sehen, — mit der unblasirten Gemüthlichkeit westfälischer Sinne, reden Sie mit den einfachen Lauten, handeln Sie in der einfachen Weise Ihres Heimatlandes, und die Ueberzeugung wird sich immer mehr in Ihnen befestigen, daß nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaft rührend und eindringlich ist.“

Solchen Lehren will sich Schücking fügen, d. h. in der Theorie; denn er weiß zwar, daß, wie sehr er auch die Freundin an gelehrter und literarischer Bildung übertrifft, sie doch die ursprünglichere poetische Kraft ist, und daß ihre ästhetischen Anschauungen aus einer tieferen dichterischen Natur fließen. Aber die literarische Massen-Production, der er sich später hingab, verhinderte ihn, dem Beispiele der Freundin zu folgen.

Am 24. Mai 1848 erfolgte der Tod Annettens, nach vollendetem fünfzigsten Lebensjahre. Schücking hat der Freundin in der Schrift „Annette von Droste“ ein literarisches Denkmal gesetzt, in der er auch den mächtigen Einfluß nicht verschweigt, den die große Dichterin auf seine eigene literarische Entwicklung geübt hat.

Annette ist auf der Meersburg, jenem romantischen Schlosse am Bodensee, wo sie einst so beglückte Wochen an der Seite des jungen Freundes verleben durfte, gestorben; fern von der westfälischen Heimat, deren Zauber sie in ihren „Heidebildern“ in so tiefernsten und doch so leuchtenden Farben verklärt hat.

So war Annette von Droste, und so war ihr Verhältniß zum Freunde, tief, keusch, zart, und doch nicht ohne leidenschaftlich-mystischen Untergrund. Das schöne Sonett, das A. Herbst seinem der Dichterin gewidmeten „Denkmal ihres Lebens und Dichtens“ vorangeschickt hat, möge hier noch Platz finden:

„Ein Herz, so stark, das Schwerste zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden.

Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen,
Stolz, um Gemeines groß zu übersehn,
Demüthig, wenn ein Lebenswerk geschehn
Und seine Spur verweht schien von den Winden.

Einsam erwachsen auf der Heimatflur,
Einsam, trotz innig ernstem Liebessehnen,
Im stillen sammelnd ewigen Gewinn,
Allein an Gott dich klammernd und Natur, —
Zu Perlen wurden dir all' deine Thränen:
So wardst du Deutschlands größte Dichterin!“

Nachdruck verboten.

Pariser Plauderei.

Von Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

II.

„La fête bat son plein,“ d. h. Paris amüsirt sich, wie sonst, wie seit Jahrhunderten. Daran haben die Zeiten und die Revolutionen nichts geändert. Man köpfte Könige, baute Barricaden, aber man amüsirte sich dabei, und die blutigen Helden der französischen Revolution haben es ihrer nicht unwerth erachtet, jedem Bürger den unentgeltlichen Theater-Besuch zu ermöglichen. — „Brod und Spiele!“ rief das Volk schon im alten Rom, „Brod und Spiele!“ ruft es im heutigen Paris, und diejenigen, die hier ihr „Brod“ von vornherein haben, die rufen bald nur noch „Spiele!“.

Und die so rufen, nennen sich bescheidentlich: le tout Paris, le monde où l'on s'amuse, le beau monde, le grand monde, le monde des fêtards ꝛc. Zu ihnen gehören die Reste des Faubourg Saint Germain, die sich mit der Lage der Dinge ausgesöhnt haben und finden, daß es sich auf republicanischem Parkett ebenso gut tanzt, wie auf kaiserlichem oder königlichem. Die Haupttruppen aber stellt die reiche Bourgeoisie, die um Saint Augustin herum auf den Boulevards Haußmann und Malesherbes ihr Haupt-Quartier aufgeschlagen hat und von dort aus in eleganten Zweispännern, — der Hausherr zur Börse, — die Hausfrau zu Besuchen im Quartier de l'Europe oder de l'Arc de triomphe, — rollt.

Nach Anerkennung hier, in diesen reichen Bankiers- und Fabrikanten-Häusern, nach Zulaß zu diesen prunkenden Festen, nach Aufträgen von diesen Geldsäcken, nach Portraits dieser Weltdamen, strebt daher alles, was sich in Paris von geistigen Arbeitern, Künstlern oder Literaten befindet. Und wem es gelingt, d. h. wer Talent oder, was sicherer ist, dazu noch Charakterlosigkeit genug besitzt, um in langen, mühsamen Jahren, wie ein Hündlein bettelnd, an der Thür dieser Gemächer das Apportiren und le beau-Machen durchzuführen, wer eine weiße Ariadne-Hand findet, die ihm das glückverheißende Knäuel in die Finger legt, oder wer einer frisch-fromm-fröhlichen Versicherungs-Gesellschaft auf gegenseitige Beweihräucherung beitritt, der wird sein Ziel erreichen, und die goldenen Pforten werden sich vor ihm öffnen.

Auf diese Art kommt in tout Paris denn ein Gemisch großer, alter Namen, großer, neuer Vermögen und eine Hand voll großer geistiger Begabung zusammen, die sich in der Halbwelt, — dem anerkannten Appendix der großen Welt, — noch durch große Schönheit und große Frechheit ergänzt. Und es ist dieses tout Paris, das man zu bestimmten Tagen an ganz bestimmten Orten immer wieder findet: Am Dienstag geben die Damen ihren Putz und die Herren ihre weißen Westen im Théâtre français zum besten; am Freitag geht die gleiche Gesellschaft in die Oper. Allabendlich „lockt" die Scala mit ihrer unsagbaren Revue: „Paris fin de Sexe". Im Casino de Paris werden dieselben — Feinheiten und Anspielungen vorgetragen, ein Gewimmel von Tricot, Spitzenröcken und Atlasschleifen soll über die Leere wegtäuschen oder die geistreichen Gemeinheiten noch pikanter machen. Die Folies-Bergère wetteifern in ähnlichen Erheiterungen; im Pôle-Nord, im Palais de Glace läuft man Schlittschuhe, nicht allein aus Liebe zur Kunst. Und nun erst Montmartre! Die Gasthäuser und Cafés der Place Blanche sind augenblicklich für die „große Welt" Mode geworden. Abend für Abend rollen nach Schluß der Theater die Wagen dorthin. Im „Rat Mort" in der „Abbaye de Thélème" hören die Feste nicht auf, In der Weihnachtsnacht floß der Champagner in Strömen, zu Neujahr in Seen, und alles, was Paris von feinen Profilen, begehrlichen Händen und zahlungsfähigen Geldbeuteln besaß, konnte man dort oben in Montmartre finden. So geht es hin in Lärmen, Tanz und Treiben: „Erlaubt ist, was gefällt". Keinem Begehren widerstehen, keine Laune abschütteln, lachen, immer lachen, sich amüsiren: Viveurs, Viveuses! Das ist der Wahlspruch!

Wie schön das klingt; man könnte es fast glauben. Wie aber, wenn das alles ein Irrthum wäre? Wenn diese reiche Bourgeoisie, die so gern die Stelle des Adels in der Lebewelt übernommen und so keck den Cotillon bisher geführt hat, schon jetzt, nach kaum einem Jahrhundert, müde, todtmüde, abgespannt und angeekelt wäre? Wenn auch sie in ihres Herzens Grunde schon über Langeweile klagte? Ueber den „fatal ennui", den wir bei der Lebewelt des achtzehnten Jahrhunderts finden? Wenn ihr schon vor sich selber und ihrer inneren Leere graute? Wie, wenn Herder doch recht hätte mit seinem Wort: Arbeiten ist ein göttliches Gesetz?

Sehen wir einmal zu! Das Vaudeville giebt nämlich gerade ein Stück: Viveurs, — und der Verfasser Henri Lavedan, Ritter der Ehrenlegion, Herausgeber einer Zeitschrift, ist ein bekannter Beobachter und scharfsinniger Schilderer des Pariser Lebens, dem man aufs Wort glauben darf. Was hat der uns nun über die Lebemänner und Lebefrauen der dritten Republik, des dritten Standes zu sagen? Wenig Tröstliches. Der Vorhang hebt sich, und wir sind in dem Probir-Salon eines modernen Damenschneiders, Cassell genannt; thatsächlich ist damit der berühmte Doucet gemeint. Die jungen Damen bei Cassell plaudern über sehr anzügliche Dinge, lassen die Kunden draußen im Vorzimmer warten, bis der Chef mit einem Donnerwetter dreinfährt und die eigentlichen Hauptpersonen auftreten. Es sind Madame Blandain, Madame Salomon und Fräulein Guénosa, die Tochter eines Mode-Doctors, der sie in Freiheit und nach eigenem Gutdünken aufwachsen läßt. Die Damen bringen ihre Herren mit, einen alten Lebemann, Madame Blandain's Vater, — Paul Salomon, der sich für einen Juden ausgiebt, ohne es zu sein, weil man ihn deshalb für gewitzter hält und mehr fürchtet. Ein anderer Bekannter wird noch erwartet; es ist der Künstler, der die Kostüme gezeichnet hat, welche die Damen jetzt anprobiren kommen. Und man paßt auf der Bühne an, ganz ruhig und selbstverständlich; das ist ja solch eine hübsche Gelegenheit, für sich und seine Schönheit, seinen Geschmack, seine Atlasgewänder Reclame zu machen! Endlich ist die Toilette fertig, und die Gesellschaft steigt in das obere Stockwerck; nur Madame Blandain bleibt mit Paul Salomon einen Augenblick zurück, und die große Künstlerin Réjane zaubert mit ihrem Rococo-Kostüm und ihrer Anmuth eine Scene vor uns herauf, etwas so Erlebtes, so wahr Gefühltes, daß man nur wünscht, sie hätte ihre Neigung nicht an diesen unsympathischen Paul Salomon verschwendet.

In bunter Folge fluthen dann Bilder und Personen über die Bühne, denn eine wirkliche Handlung giebt es nicht. Hier wird mit wunderbarer Lebendigkeit das Treiben in einem Nacht-Restaurant dargestellt; die alten Bummler, die Theater-Besucher, die stumpfsinnigen Kellner, — nichts ist vergessen; dort sehen wir den Wartesaal des Mode-Doctors Guénosa, der selbst gesund und behaglich inmitten all dieser Morphiumsüchtigen und Neurasthenischen lebt. Wir sehen, wie gemacht die Lustigkeit ist, wie wenig Genuß diese „Galeeren-Sclaven des Vergnügens" von ihrem Vergnügen haben, wie überdrüssig sie ihrer „tollen Streiche" sind; wie echt hingegen ihre Natur noch immer den Schmerz empfindet. Das ganze Stück dreht sich um den Bruch zwischen Madame Blandain und Paul Salomon und um die Heirath von Alice Guénosa mit einem jungen Manne, der das Glück hat, eben erst aus der Provinz zu kommen. Wie ein weißer Rabe wandelt er in dieser Lebewelt; er ist reich, daher hat man ihn mit offenen Armen in Empfang genommen, und er hat sogleich eine Menge „Freunde" gefunden, von denen er selber sagt: „Ce sont tous des amis intimes, mais . . . je les connais très pou —". Er amüsirt sich acht Tage lang mit ihnen; amüsirt sich wirklich? Nein, er redet es sich ein, wie diese ganze künstliche Welt es sich einredet, und bald kommt er zu der Erkenntniß: all' diese Leute, — ja, mein Gott, die sind gut, um die dritte und vierte Seite einer Zeitung zu füllen, mit — Familien-Anzeigen und Scandal-Geschichten. Aber es giebt doch noch etwas anderes auf der Welt — il y a la France, il y a le pays, la politique et la question sociale . . ."

Ja, mein guter Junge, il y a la France, il y a le pays, et la politique et la question sociale; aber daran denkt jene Lebewelt nicht, in die Du da gerathen bist. Oder wenn sie daran denkt, so sieht sie in la France nur ein Stück Tuch, woraus sie sich einen Mantel schneiden, in le pays nur eine Kuh, die sie melken, in la politique nur ein trübes Wasser, worin sie fischen kann. Die sociale Frage aber, die speist sie mit einer Hand voll Gold ab, und wem würde sie glauben, daß die sociale Frage ganz etwas anderes von ihr verlangt, — nämlich das Beispiel einer tüchtigen und guten Lebensführung?

Nein, davon will sie nichts wissen: Viveurs, Viveuses, — „erlaubt ist, was gefällt". Und so leben sie dahin; die Männer zum Theil allerdings in harter Tagesarbeit, wofür sie sich aber Abends mehr als entschädigen und nicht daran denken, wie viel arme Teufel nur harte Arbeit und gar keine frohen Feste kennen; die Frauen, — noch trauriger, — in lauter Nichtigkeiten, ohne jede Arbeit, ein Spiel des Zufalls und der Launen; dem Manne das Mittel, zum Zweck, um reich zu werden, indem er, als ihr Schneider, sie mit kostbarem Tand behängt, oder als Maler sie malt, als Poet sie besingt, damit sie ihm weiter helfen. In ihres Herzens Grund sind diese Frauen aber unbefriedigt, und wenn die Boudoirs in Westend von Paris sprechen könnten, wir würden tausendfach wiederholt den Schmerzensausbruch Madame Blandain's hören: „Nous des Viveurs? Oh, Dieu, est-ce là vivre? Non!"

Nein, Madame Blandain, ce n'est pas vivre, denn leben heißt kämpfen, leben heißt arbeiten, leben heißt Pflichten erfüllen. Davon wissen Sie nichts! Alles, was das Leben schön macht, das Streben nach einem Ziel, das Selbsterwerben und das Selbsterringen, das Selbsterfüllen eines Wunsches, das Entsagen, weil man jemanden lieb hat, und das Eintreten für eine Sache, die man für recht erkannt hat, das kennen Sie nicht, und Ihre Freundinnen kennen es nicht, und Ihre Bewunderer wissen auch sehr wenig davon, weil sie im Egoismus der persönlichen Interessen untergehen! — „Il y a la France, le pays", — das ist Griechisch für Sie und Ihre Welt, — darum sind Sie, die Sie heute die Bühne nicht nur des Vaudeville, sondern auch der wirklichen Pariser Welt so lärmend und glänzend füllen, nicht im geringsten zu beneiden. Denn: Arbeiten ist ein göttliches Gesetz!

Nachdruck verboten.

Das Märchenspiel „Die blonde Kathrein".

Von Ludwig Hartmann in Dresden.

Vor geraumer Zeit hat das Dresdener Hoftheater ein Drama oder Märchen obigen Titels aufgeführt, das einen tiefen Eindruck hinterließ. Aber der Eindruck war getheilt. Während die einen Thränen der Rührung in den Augen hatten und nicht genug den Zauber der poetischen Handlung rühmen konnten, fanden andere die Vorgänge empörend grausam und verletzend, und Richard Voß, der dies Stück verfaßt hat (nach einem Märchenvorbild von Andersen), war wieder einmal, wie so oft schon, der überschwenglich Bewunderte und der herb Getadelte zugleich. Namentlich junge Mütter könnten, so hieß es, „die blonde Kathrein" vor Entsetzen nicht sehen. Damit ist zunächst Anlaß gegeben, daß sich eine Frauen-Zeitung mit dem Drama etwas eingehender beschäftigt. Denn in der That: das Stück wendet sich an die Frauen, an die Mütter. Es ist nichts anderes, als eine Apotheose der Mutterliebe. Die in dem Märchen-Drama behandelte Frage lautet etwa: „Wann sollen wir sterben?" oder genauer gesagt: „Wann erscheint dem blöden menschlichen Auge der rechte Zeitpunkt, den der Herr sich vorbehielt, ein Kind von dieser Erde abzurufen? Ist vor allem eine heißliebende junge Mutter im stande, zu ermessen, warum Gott ihr Kind zu sich nimmt?"

Die blonde Kathrein in Voß' Drama, das uns freilich durch seine poetische Verklärung nicht über den sittlich schwachen Ausgangspunkt hinwegtäuschen darf, ist eine solche junge, heißliebende Mutter. Der Vater ihres Kindes Erich, das jetzt in seinem Bettchen fiebernd und röchelnd schläft, war Offizier. Aber er sah sein Kind, das vor der Zeit geboren wurde, nicht. Er fiel in der Schlacht, und Kathrein, aus allen ihren Hoffnungshimmeln gestürzt, verwitwet, ehe sie vermählt war, überträgt all' ihr starkes Gefühl nur auf das Kind, das sie verhätschelt, das ihr Abgott ist. Sie wird einen braven Soldaten aus Erich machen, brav, wie sein Vater war, und in der steten Sorge um dies Ziel, für das sie rastlos Tag und Nacht arbeitet, kostbare Stickereien fertigt, kümmert sie sich um Welt und Menschen nicht, merkt nicht, daß man sie trotz allem für hochmüthig hält und spöttisch über sie die Achseln zuckt. Erich ist ihr Leben, ihre Sonne, ihr Himmel.

Und nun ist Erich schwer erkrankt. Aber Kathrein verliert den Muth nicht. Er wird genesen. Gott kann nicht der Mutter letzten Trost wegnehmen.

In einer sauberen Dachwohnung liegt Erich. Draußen herrscht Schneesturm; es ist Weihnachts-Heiliger-Abend. Kathrein ist, nun doch besorgt, zu einem Arzt gelaufen. Die tuschelnden Nachbarinnen verrathen uns nichts Gutes; ihr Klatsch färbt diese Scene ganz realistisch. Auch die Wärterin am Bettchen, eine leichtlebige „Freundin" Kathreins, macht bedenkliche Mienen und freut sich, hernach noch zu einem Ball gehen zu können.

Da tritt Kathrein ein. Der Arzt wird kommen. Sie war noch auf dem Markt und kaufte dem kranken Kind einen kleinen Lichterbaum zur Bescherung, denn viel hat sie für den Liebling aufgespeichert, was er sich wünschte.

Der Arzt kommt. Das Kind schläft.

„Wohl ein gutes Zeichen, nicht wahr, Herr Doctor?"

„Seien Sie stark, Kathrein, Ihr armes Kind muß sterben."

Fast an Wahnsinn grenzt Kathreins Schmerz. Nein, sie wird das Kind nicht hergeben. Hörte sie doch von der Freundin, die Mutterliebe könne alles, selbst dem Tode noch ein Kind abringen.

Als sie allein mit ihrem Schmerze ist, öffnet sich die Thür; seltsam feine Musik ertönt, ein bildschöner Jüngling tritt ein, in lichtglänzendem Gewand, auf dem Haupt einen herrlichen Kranz rother Mohnblumen, am Kinn eine Geige, die er heiter, sinnig spielt. Es ist der junge Tod. Kathrein hält ihn für einen Engel und kennt sein Amt nicht. Als er sich ihr sanft zu erkennen giebt, erschrickt Kathrein, aber ihr Plan ist gefaßt: sie wird dem jungen Tod ihr Kind abringen, ablisten. Der aber wehrt wehmüthig ab, er müsse Erich holen.

Es ist diese Scene mit das Ergreifendste, was seit lange die Dichter der Bühne hervorgebracht haben, und stempelt allein Voß zu einem Poeten. Erich schlägt die Augen auf. Die Lichtgestalt gefällt seinen erstaunten Sinnen. Er hört, der Jüngling wolle mit ihm Soldaten spielen, wobei er, Erich, immer commandiren solle; er möge doch wohl mitgehen?

Der Tod nimmt das Kind zart in den Arm, und Erich geht selig gern mit, und unter sphärischen Musikklängen entschwebt der junge Tod dem Zimmer, nachdem die weinende Kathrein noch eine seidene Decke um den Liebling geschlungen, damit er nicht friere auf dem weiten Wege ins Jenseits. Dann stürzt die jammernde junge Frau zu Boden, springt wieder auf und will dem Tode nach, ihm das Kind abringen.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber Kathreins blinde Mutterliebe hat geirrt. Gott allein weiß, wann wir sterben sollen. Wohl gelingt es ihr, das Kind zu finden. Auf der Heide vor dem Paradiese harrt sie am Kreuzweg, wo der Tod vorbei muß, des großen Zuges. Der Neid, die Noth, der Gram und die Sorge stellen sich ihr entgegen und fordern Opfer von ihr. Aber die Mutterliebe bringt sie alle freudig. Die Sorge will in Schlaf gesungen sein; Kathrein, so wenig ihr ums Singen zu Muthe ist, thut es; den Gram muß sie lächeln machen, der Noth aus der Welt helfen, dem Haß ihr Augenlicht preisgeben, — dann erst, zitternd und zagend, darf sie den Zug des Todes erwarten, geblendet, elend ohne Maßen. Und im Zuge kommen Fürsten, Gelehrte, Mönche, die Braut und endlich ihr Kind. Und der junge Tod, erschüttert von so viel Mutterliebe, giebt ihr Erich zurück, nicht ohne die Ermahnung: die Zeit werde kommen, da sie erkennen müsse, Gott habe es wohl gemeint mit ihr und dem Kinde. Mit dem Ausblick in den Garten des Paradieses, wo die Kinderseelen glücklich sich tummeln, schließt schönheitsvoll das Bild.

Und Kathrein träumt nun auf Erden, träumt weiter und weiter. Aus Erich ward ein Mann, ein tüchtiger Soldat. Und der Krieg ging zu Ende, und nun wird er wiederkehren. Und er kehrt wieder. Aber nicht mehr mit der alleinigen Liebe zur Mutter, nicht tiefdankbaren Herzens. Er liebt mit übertreibender Liebe (wie sie Voß an der Mutter kennzeichnet, und wie sie nun den Sohn erfaßte) die kleine Gespielin Lene, die damals an seinem Krankenbettchen geweilt. Die Liebe treibt ihn zur Eifersucht, zum Jähzorn, zum Verbrechen. Während Kathrein gottergeben sich mit einem Rest seiner Zärtlichkeit begnügt und aus Liebe jede Lieblosigkeit lächelnd hinnimmt, kommt Erich als Sergeant in Conflicte aller Art, kann schließlich „seinen Schatz, sein eins und alles", die Lene, nicht mehr missen, fürchtet, von ihr durch den Tod getrennt zu werden, und desertirt vor der Schlacht. Als die Folgen eintreten, sein Regiments-Kamerad und Mitbewerber um Lene ihn anzeigt, greift Erich zum Pistol und giebt sich selbst den Tod.

Mit dem Knall der Waffe zerstiebt der gespenstische Traum Kathreins. Wir sind zurückversetzt an den Ort und in die Zeit des Todes des Knaben Erich, dessen schreckliche Schicksale als Mann die arme Mutter soeben als Vision gesehen. Nun begreift Kathrein: auch die Mutter kann irren, wie wir Menschen hienieden alle irren. Nur Gott weiß, was uns frommt. Wir sehen nur die Wirkungen. Ursache und Zweck ist uns verschleiert. Kathreins Liebe ist geläutert. Des Herren Wege betet sie schüchtern an, „was Gott thut, das ist wohlgethan". In der letzten Verwandlung sind wir wieder am Paradiese angelangt. Der milde, schöne, junge Tod hält den kleinen Erich treu im Arme, und die heilige Katharina, die schon im ersten Akt aus ihrem Bilde an der Wand herausstieg und die Kathrein auf ihrem Leidenswege schützend begleitete, führt den kleinen Erich selbst zur Himmelskönigin, — ein ungemein reiches und rührendes Schlußbild.

Dieser Schluß, der erste Auftritt des blendend schönen, jungen Todes im ersten Akt, und die hochphantastischen Bilder, wo der Tod, das Kind im Arm, über die düstere Heide schwebt, und endlich die Shakespearisch angehauchte symbolische Scene, da die Mutterliebe die Prüfungen durch Neid, Noth, Haß und Sorge erduldet, sind Theilstücke von unvergleichlich tiefer Wirkung und haben im Dresdener Hoftheater alle Parteien wiederholt entzückt. Auch die begleitende, sehr wichtige Musik eines ganz jungen Dresdener Autors, Georg Pittrich, ragte durch Originalität, Zartheit und Melodien-Schönheit hervor. Aber uns beschäftigt an dieser Stelle kein Detail der Bühnenaufführung, sondern nur die Schöpfung des genialen Dichters in ihrem Verhältniß zum Publicum. Den Leserinnen wird begreiflich scheinen, daß sich die Bewunderung für das Märchen an die großen poetischen Fähigkeiten Voß' knüpft; der Widerspruch aber zumeist der Erscheinung des leibhaftigen Todes galt, der von der Bühne hinweg der Mutter ihr Kind nimmt — eine Scene, die, so wunderbar malerisch sie ist, erschreckt und noch überboten wird von dem grausigen Spiel der Allegorien des Elends auf der Heide. Es wird immer subjectiv unterschiedlich sein, wie viel Ernst und Herbigkeit ein Zuschauer ertragen kann. Man muß dabei wohl eingedenk bleiben, wozu die Schrecknisse dienen sollen. Hier sind sie in den Dienst einer dichterischen und auch moralischen Idee gestellt; sie zeigen, zu welcher Kraft und Größe des Muthes wahre Mutterliebe sich aufzuschwingen vermag, und zeigen andererseits die Grenze, wo wir unsere leidenschaftliche Liebe der Fügung Gottes unterwerfen sollen.

Nachdruck verboten.

Der Schuh.

Von August von Heyden in Berlin.

IV.

Mit 10 Abbildungen.

Als der spitze Schnabel fällt, bekommt der Schuh einen runden Abschluß, der durchaus nichts Unnatürliches hat, den sogenannten Entenschnabel (29a u. b). Um 1530, wo die übertriebenen Moden des 16. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht haben, ist der Frauenschuh ebenso wie der der Männer vorn breit, fast gerade abgeschnitten, „gehackt, oder mit dem „Kuhmaul" versehen (30). Das ganze Oberleder ist bis auf einen schmalen Streif über den Zehen verschwunden, an den Seiten fehlt es fast ganz; nur über dem Fersenbein steigt es, besonders steif und fest an dieses anschließend, hinauf. Um den Schuh zu halten, ist häufig ein Schnallenriemchen über dem

Spann nöthig. Den Theil über den Zehen pflegt man, der Mode der Zeit gemäß, durch farbig unterfütterte Schlitze auszuzieren, wodurch hier eine Art Wulst entsteht. Aber um 1550 hat wenigstens in Frankreich der Damenschuh eine sehr zierliche, dem Fuß sich anschmiegende Form mit spitzem Abschluß angenommen, ohne darum an reicher Ausschmückung zu verlieren (31). Die farbigen Schlitzchen bedecken nun die ganze Fläche des fast bis zum Knöchel aufsteigenden Schuhes. Da er jetzt vom Sammet oder Seide gefertigt wird, so gewinnt der Stelzschuh als Ueberschuh beim Betreten der Straßen mit ihren, günstigsten Falles, sehr primitiven Pflasterungen eine Berechtigung (32), denn Herr Sauvage beglückte erst ungefähr fünfzig Jahre später die Welt mit der Miethsdroschke, dem Fiaker." —

32. Stelzschuh als Ueberschuh.

„Was," rief Leonie's Mutter, mich erstaunt über die Gläser ihrer Brille anblickend, „was ist das für ein Herr Sauvage, der den Fiaker erfunden haben soll? Ich habe geglaubt, die Bezeichnung dieses Lohnfuhrwerks stamme vom Heiligen Fiacrius, dem Patron der Fuhrleute."

„Letzteres ist zwar nicht richtig, denn dieser Heilige ist der Patron der Gärtner, aber der Name der Miethskutsche hat allerdings die nächste Beziehung zu dem schottischen Königssohne, der, den Kronrechten entsagend, in Frankreich bei Breuil ein Einsiedlerleben führte und für seine Kohlpflanzen die Furchen mit seinem Stocke zog. Das Bild des heiligen Fiacrius war nämlich als Wirthshausschild über einer Weinkneipe in der Rue St. Antoine angebracht. Und bei diesem Hause war der erste Stand der Miethswagen des unternehmenden Herrn Sauvage, die von dem Bild auf dem Schilde des Gasthauses den Namen des Heiligen selbst erhielten. Die spätere Bezeichnung ‚Droschke' gehört diesem Jahrhundert an und ist russisch. Uebrigens waren die Fiaker bald so beliebt, daß der Herzog von Romanez, zwar mit weniger Erfolg als Herr Sauvage, die Einführung des Omnibus versuchte. Nun aber zurück zu unserem Schuh. Der hohe Stelzschuh war, wie gesagt, eine Art Bedürfniß geworden, das ihn daher in Frankreich ebenso wie in England an den Füßen der Damen modisch machte. Brantome, der böse Schwätzer, erzählt eine erbauliche Anekdote. Bei Betrachtung eines Wandteppichs, welcher das Bad der Diana darstellte, neckten sich die Damen am Hofe Karls IX. gegenseitig wegen der Erscheinung, welche sie mit ihren Stelzschuhen darbieten würden, wenn sie in den lustigen Kostümen jener Nymphen einmal vor ihren jeweiligen Aktäonen zu erscheinen genöthigt wären. Diese Stelzschuhe (patins) (vergl. die Abbildung 26 in „Der Schuh" III) waren am Ende des 16. Jahrhunderts so Mode, daß man namentlich in Italien selbst damit tanzte. Wenn ich auch die Behauptung eines Zeitgenossen, der den Stelzen anderthalb Ellen Höhe zuspricht, für übertrieben halte, so scheint eine Gaillarde mit solchen Klötzen an den Füßen doch eine eines Circus-Clowns würdige Leistung. Die Stelzen verschwinden in Italien erst völlig um 1697. Es scheint aber, daß Frankreich sich ihrer schon hundert Jahre früher entledigte und eine Form schuf, welche wesentlich den Bau des Schuhwerkes beeinflußte und noch beeinflußt, nämlich den erhöhten Absatz. Wenn diese neue Mode nicht gleichzeitig von Männern und Frauen etwa um 1590 angenommen worden wäre, würde ich glauben, daß die in allen Toiletten-Angelegenheiten so erfinderische und putzsüchtige Königin Margot, erste Gemahlin Heinrichs IV., die Geheimnisse einer derartig veränderten Fußbekleidung entdeckt hätte. Ohne auf Erhöhung der Figur ganz zu verzichten, beseitigt der Absatz die Lächerlichkeit augenscheinlich falscher Körper-Proportionen, beschränkt etwas weniger den Gang und gestattet dem zierlich beschuhten Fuße, sich verführerisch unter dem Rocksaume hevorzustehlen. Solche Ueberlegungen waren der schönen, lustigen Königin, welche auf ihren Reisen den bewundernden Kleinstädtern und Bäuerinnen gewissermaßen Kostümvorstellungen gab, wohl nicht fremd, in einer Zeit, in der Brantome's berüchtigte Abhandlung: ‚Sur la mérite de la belle jambe et la vertue, qu'elle a' das Entzücken der besten Gesellschaft von Frankreich erregte. Diese ersten Absätze waren ziemlich hoch mit kleiner Bodenfläche. Das Oberleder des Schuhes hatte an den Seiten tiefe Ausschnitte zwischen dem Latz und den Theilen, welche, vom Hackenleder ausgehend, als Stege mit Bindung den Schuh am Fuße festhielten. Um aber dem Fuße, der eigentlich nur auf zwei kleinen Flächen stand, einen horizontalen Boden zu geben, befestigte man den Schuh am Absatz und an der Spitze auf einer mehr oder minder dicken Untersohle von mehrfachem Leder oder sogar von Holz (33a u. b). Der Gang der Damen auf dieser doch schwerfälligen Fußbekleidung blieb namentlich durch die ungewohnte schräge Stellung des Fußes immerhin so schwankend, daß die damals gebräuchlichen tonnenförmigen Reifröcke, die vertugades, in eine schwingende Bewegung kamen. Dieses wurde nun wiederum als zum guten Ton gehörend betrachtet und durch eine Bewegung der Hüften in eine Art von Drehung verwandelt. Man lernte sich nun bald mit den hohen Absätzen und der Schrägstellung des Fußes einrichten, und so entfernte man die sonderbare Untersohle und bediente sich derselben nur als Ueberschuh auf der Straße. Um dem Gange mehr Zierlichkeit zu geben, verkleinerte man die Entfernung zwischen der Auffatzfläche des Absatzes und der der Zehen, indem man den Absatz bei starker Auswölbung des Hackenleders mehr unter die Mitte, fast sogar unter die Höhlung des Fußes verlegte. Die Schuhe sind wieder von ganz kunstvoller Arbeit, von feinem, hellen Leder, Seide, Sammet oder blauem, selbst schwarzem Tuche. Der Rand der Sohle und Absätze ist mit weißem Glanzleder überzogen und zierlich abgesteppt. Bänder oder farbige Lederstreifen, oft sogar Gold- oder Silberborten zieren das Oberzeug, farbige Einfassung die Ränder. Uebrigens bedingt das Fortfallen der Untersohle eine Verstärkung der Schuhsohle, deren Ränder roth gefärbt mit dem seit 1680 ebenfalls rothen Absatze als Decorations-Motiv der Fußbekleidung sich geltend macht. In Deutschland folgte man der Uebertreibung des hohen, nach der Mitte der Sohle gerückten Absatzes nicht in so extravaganter Weise. Hier und in England, wie in Holland, ist um 1630 dafür überall die Länge des Schuhes weit über die Zehen hinausgerückt und gerade abgehackt, wodurch der Fuß eine schlanke, etwas an die Zeit der Schnabelschuhe erinnernde Form erhält (34). Der englische Schuh charakterisirt sich, hier und später, jederzeit durch eine höhere steife Kappe, sowie durch breiten Absatz. Der Schnabel selbst läßt nun nicht lange auf sich warten. Um 1650 finden wir ihn bereits an dem, an den Seiten tief ausgeschnittenen Schuh, dornenförmig sich an den rundlichen Zehenabschluß ansetzen. Dabei wird der Absatz so spitz, daß er oft kaum mit einer Fläche von Linsengröße den Boden berührt. Noch bleibt die Neigung, den Schuh, der fast nur von hellfarbigen Stoffen, Leder oder Seide gefertigt war, durch farbige, unterlegte Schlitze zu schmücken (35). Allein diese Schuhform ist wieder so unsinnig, daß sie zur Unterstützung des unsicheren Ganges der Damen den Spazierstock fordert, der mit kostbarem Knopf und Bandschleifen ein nothwendiges, sehr luxuriös ausgebildetes Toiletten-Stück der eleganten Damen wurde. Um 1690 ist der Absatz zwar noch hoch, aber wieder breiter (36), der Schuh, meist von farbigem Damast oder gestickt (kaum je von Sammet oder Leder), mit hochaufsteigendem Latz und mit Bindung oder Schnalle vom Hackentheile ausgehend, versehen. Die Spitze wird fast dem orientalischen Schuh ähnlich nach oben gebogen (37). Man trägt im Freien Ueberschuhe, in denen nur der vordere Theil des Fußes steht, während der Absatz genau in eine Aushöhlung der Sohle des Ueberschuhes hinein paßt, aber sonst von ihm nicht gedeckt wird. Das merkwürdigste Paar besitzt das bayrische National-Museum, wo die Sohle des Ueberschuhes durch einen etwa fünf Centimeter hohen, eisernen Rahmen gebildet wird (38). Wahrscheinlich ist diese Form, welche man ‚Patten' nannte, in England erfunden worden, wo der ausschließliche und allen Ständen gemeinsame Gebrauch der Stoffschuhe einen Schutz des Fußes auf der Straße mehr bedurfte, als auf dem Continente. Ziemlich derselben Zeit gehört ein Schuh an, der vielleicht nur den Zweck hat, dem unsicheren Gange Erleichterung zu schaffen, und daher wesentlich der Mode der Zeit Heinrichs IV. entspricht. Ich sah einen solchen bei meinem Freunde Hefner-Alteneck in München. Auch hier schiebt sich zwischen den hohen spitzen Hacken und dem Auffatzpunkte der gewölbten Sohle ein mit rothem Sammet überzogener Klotz ein, welcher auf einem geraden Brettchen aufsitzt (33a).

34. Deutscher (holländischer) und englischer Schuh um 1630.

a. b.

33. Frauenschuh um 1650.
a. Schuh aus der Sammlung Hefner-Alteneck.
b. Schuh aus dem National-Museum zu München.

a. b.

29. Schuhe mit Entenschnabel.
a. Von einem Bilde der Stiftskirche in Schmalkalden.
b. Aus der Pinakothek in München.

31. Französischer Schuh um 1550.

a. b. c.

30. a. b. c. Schuhe mit Kuhmaul.

35. Schuh um 1650.

36. Schuh um 1690.

37. Schuhe um 1700.

38. Ueberschuh aus dem bayrischen National-Museum.

Der Schuh. IV.
Zeichnungen von August von Heyden in Berlin.

Nachdruck verboten.

Großherzogin Elisabeth von Oldenburg †.

Siehe das Portrait auf Seite 41.

Die heutige Nummer der „Illustrirten Frauen-Zeitung" bringt ein Bild, welches Werke der Barmherzigkeit verherrlicht. Kein passenderes hätte gewählt werden können, um die Gedanken hinüberzuleiten zu der hohen Frau, an deren Grabstätte viele, ach, so viele trauern, denen sie eine barmherzige Helferin in der Noth gewesen ist. Nichts verknüpft die Völker inniger mit den erlauchten Frauen auf den Thronen, als Werke der Barmherzigkeit, aus wahrhaft fürstlichem, opferfreudigen Sinn gespendet, nichts gewinnt die Herzen mehr, als Milde, Liebe, Menschlichkeit auf den einsamen Höhen, wo nur Glanz und Macht zu strahlen scheinen. Eine solche geliebte und jetzt tief betrauerte Fürstin war die am 2. Februar entschlummerte Frau Großherzogin Elisabeth Pauline Alexandrine von Oldenburg. Und warum mußte gerade sie, die Gute, ein qualvolles Ende haben, einer zu einem furchtbaren Leiden entarteten Krankheit zum Opfer fallen? Eine Frage, auf die wir keine Antwort finden; wir sehen nur, daß es so oft die besten Menschen sind, die am meisten auf Erden leiden müssen. Das innere Walten der Vorsehung, das „Warum" entzieht sich eben unserem blinden Auge.

Die Verstorbene war am 26. März 1826 als dritte Tochter des mit der Prinzessin Amalie von Württemberg vermählten Herzogs Joseph von Hildburghausen, dem nachmaligen Herzog von Sachsen-Altenburg, geboren. In dem reizenden Altenburg wuchs sie auf; hier lernte sie den Erb-Großherzog Peter von Oldenburg kennen und verlobte sich 1851 mit ihm auf Norderney. Nach einem halben Jahre ward in Altenburg die Hochzeit gefeiert; bald wurde das Glück der jungen Ehe auch durch die Geburt eines künftigen Thronerben vermehrt. Im Jahre 1853 gelangte das hohe Paar zur Regierung, und 1855 ward ihm wieder ein Sohn geboren. Die Jahre ihres reichen Lebens verflossen der Großherzogin an der Seite ihres hohen Gemahls ohne große Stürme, aber, wie schon erwähnt, begleitet von einer Fülle stillen Segens. Die Wirkung der liebenswürdigen Persönlichkeit der edlen Frau erstreckte sich bis in die geringsten Kreise, und wenn ihr von unschuldig jubelnden Kinderlippen in der Oldenburger Kleinkinder-Schule das „Tante Großherzogin" entgegenschallte, so lag der Glanz einer innigen, mütterlichen Genugthuung auf ihren freundlichen Zügen. Auch die geistigen und künstlerischen Interessen ihres Landes versuchte sie nach Kräften zu fördern, sodaß mancher Künstler sich gern in der anmuthigen nordischen Residenz fesseln ließ. Leider umzogen ihren Lebensabend schwere Schatten; namentlich war der Tod der Erbgroßherzogin Elisabeth im August vorigen Jahres ein bitterer Schmerz, und dann überdunkelten die Fittiche des Todes die edle Fürstin selbst. Still und erlöst ruht sie nun in der Gruft, aber ihr Andenken wird im Oldenburger Lande nicht erlöschen! v. K.

Nachdruck verboten.

Holländisches Fischerdorf.

Zu dem Bilde von Hans Herrmann in Berlin. — Siehe Seite 44.

Die Niederlande bieten nach wie vor den Genre- und Landschaftsmalern eine unerschöpfliche Fülle von Stoff; einerseits liegt das in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, andererseits in den wundervollen Luftstimmungen, deren gebrochene und verschleierte Lichter sich nun einmal im Binnenlande nicht finden. An der Unter-Elbe haben wir ähnliche Erscheinungen, doch wird dieser reizvolle Strich, so nahe er dem deutschen Maler liegt, lange nicht so bevorzugt, wie Holland. Auch Hans Herrmann ist ein Holland-Liebhaber und, wie man sagen muß, ein Holland-Verständiger, wie nur einer. Seine niederländischen Sujets sind weithin bekannt, so z. B. werden sich unsere Leser noch gern an das im Jahre 1886 bei der Preis-Concurrenz der „Illustrirten Frauen-Zeitung" mit dem ersten Preise ausgezeichnete Bild „Fischmarkt in Amsterdam", sowie des später gebrachten Bildes „Das Aeschen" erinnern. Heute führt der Maler uns wieder eines jener reinlichen Fischer- und Schifferdörfer vor, deren ziegelgedeckte, kleine, blitzblanke Häuschen mit dem Giebel nach der mit Klinkern gepflasterten Straße stehen. Davor die übliche Staffage: Frauen und Kinder, Fischer und Händler, der kleine Hafen mit den Kuffs, Tjalks und Smacks, an deren Masten die braunen Netze trocknen. Alles ist, wie wir es schon hundert Mal geschaut; aber hundert Mal hat es uns gefesselt, und so überkommt uns auch jetzt wieder die Daseins-freudige, behaglich-kleinbürgerliche Stimmung, in die das Charakteristische der nahen Salzfluth einen großen Zug bringt, welcher den Druck von Kröhwinklichkeit und Nüchternheit benimmt. R. Z.

Nachdruck verboten

An der Spitalpforte.

Zu dem Bilde von Karl Rickelt in München. — Siehe Seite 45.

Karl Rickelt, einer der begabtesten Münchener Künstler, ist den Lesern der „Illustrirten Frauen-Zeitung" längst ein vertrauter Freund geworden. Wir erinnern nur an sein poesievolles Bild „Bei dem Forsthause", das bei der oben erwähnten, von der „Illustrirten Frauen-Zeitung" ausgeschriebenen Concurrenz ebenfalls einen Preis errang, an die „Gewissensfrage", den „Wilderer", an unser Weihnachtsbild vom Jahre 1894 „Christnacht", an „Des Faschings Ende" (Pierrot) und schließlich an die anmuthige Neujahrs-Vignette, mit der unser diesjähriger Jahrgang die Reihe seiner Illustrationen eröffnete. Vermöge seiner Vielseitigkeit versteht es Rickelt, wie wenig andere unserer illustrirenden Maler, jeder einzelnen seiner Schöpfungen ein eigenartiges Gepräge zu verleihen. Auch in unserer heutigen Darstellung legt er wieder Zeugniß ab von seiner hohen Begabung. Licht und Schatten sind virtuos vertheilt, jede Gestalt wirkt in ihrer vortrefflichen Zeichnung und Auffassung echt, sodaß Vorwurf und Ausführung sich künstlerisch vollkommen decken. Zum Motiv wählte der Künstler die „Liebe", jene tiefe, werkthätige Nächstenliebe, die nichts für sich auf Erden verlangt und doch mit der Mutterliebe an Wärme und Opferwilligkeit wetteifert. Wir stehen vor dem Hause, in dem die Barmherzigkeit wohnt, wo die Noth gelindert, und die Last der Sorge von müden, schwachen Schultern genommen wird. Die junge Mutter scheint nur zagend ihren kranken Liebling der Fürsorge der barmherzigen Schwester übermitteln zu wollen. Aber wenn erst die Frühlingssonne wärmer hernieder scheint, wenn sich die dürren Ranken dort an des Hauses Mauer mit jungem Grün bedecken, wird auch das welke Pflänzlein wieder erstarken.

Das eben ist ein Vorzug des Bildes, daß es keine abstoßende „Spital-Scene" vorführt, sondern die Hoffnung mit einziehen läßt in die Spitalpforte, und deshalb wird es gerade Frauen fesseln, deren vornehmste Tugend es fromm verherrlicht. E. S.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.